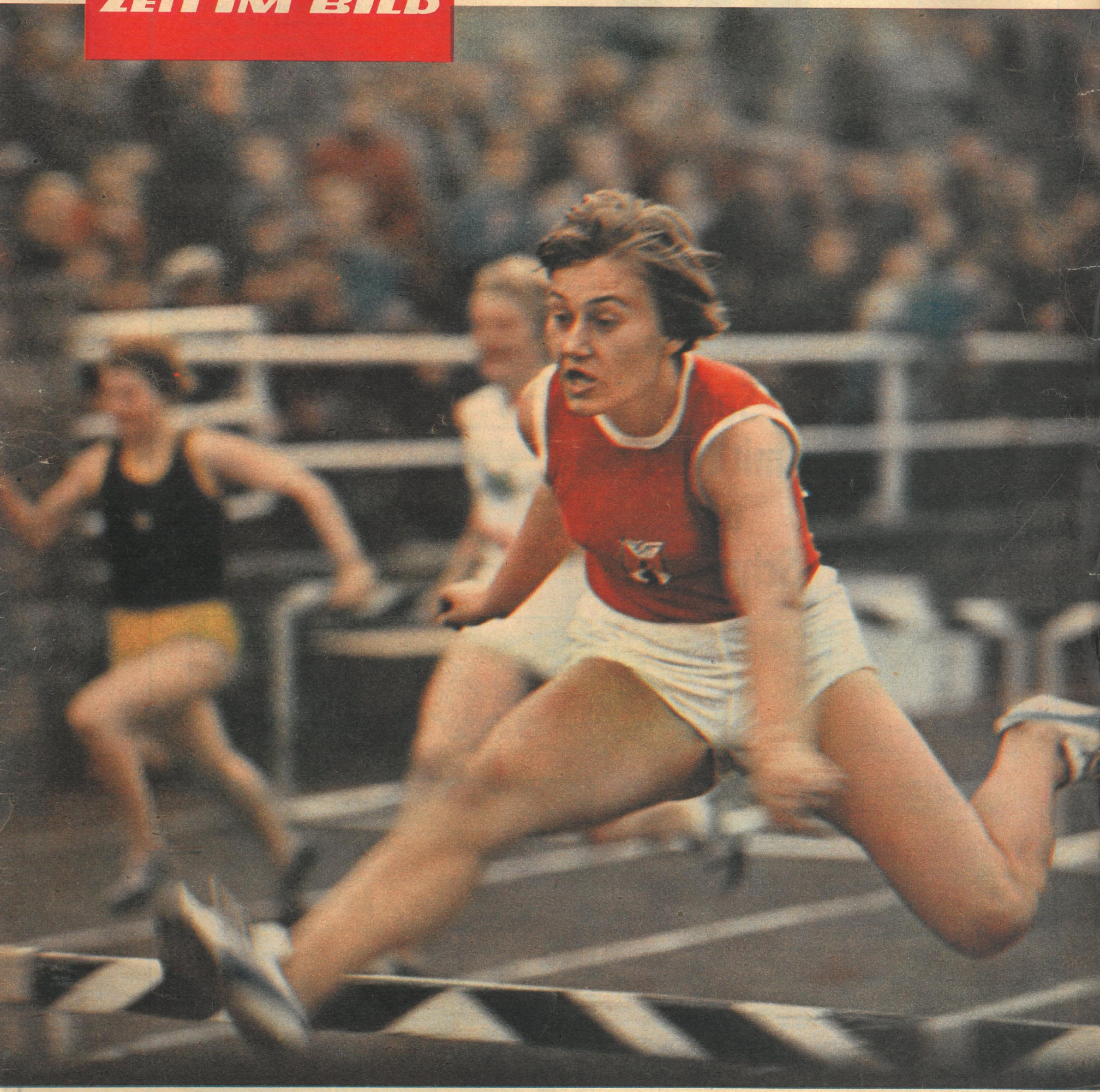
13
4. Märzheft 1964

ZEIT IM BILD

TOKIO FORDERT:

Höher – Schneller – Weiter

WO LIEGT DIE GRENZE?



Brief aus Berlin
Von unserem Korrespondenten
Kurt Wafner

Sag's mit Herz und Schnauze!

„Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein?" läßt Lessing seine Minna von Barnhelm sagen. Diese Worte sind dem Berliner auf den Leib geschrieben, denn sein Humor ist stets mit einem gehörigen Schuß Satire gewürzt. Und mit Selbstironie. Die herrliche Gabe, über sich selbst zu grienen, findet man so ausgeprägt wohl nur beim Berliner. Ihm ist nichts verhaßter als zuckersüßes Pathos. Und gar zu gern nimmt er die Neunmalklugen aufs Korn und die kleinen Schlawiner, die sich von unserem Geld ihr Süppchen kochen wollen.

Wie man das Ernste lachend sagt, weiß nur zu gut der bekannte Zeichner Erich Schmitt. Täglich liefert er Millionen Zeitungslesern ein Stück waschechten Berliner Humors ins Haus. Seine politischen Bildglossen treffen genau ins Schwarze, sie sind zündende Zeitsatire, um viele Potenzen schärfer als der Brummbär-Humor des guten Paul Simmel, der einst den Berliner begeisterte. Doch Schmitt spießt mit seinem frechen Zeichenstift nicht nur die Herren aus Bonn und dem Schöneberger Rathaus auf, er will auch, daß wir um des Lachens willen lachen. All seine spaßigen Gestalten mit den typisch Schmittschen Mondgesichtern – Nixen, Ritter, Steinzeitmenschen – sind Ausdruck eines urwüchsigen Berliner Humors. Besonders sind ihm die Vierbeiner ans Herz gewachsen. „Schmitts Tierleben" ist nicht nur dem Spreeathener ein Begriff, und nun hat der „verhinderte Zoodirektor", wie ihn Professor Dathe scherzhaft nennt, ein neues Urberliner Original geschaffen: den Tierparklehrling Ede. (Das prächtige Bildbändchen über Edes „Viechereien" erscheint im Eulenspiegel-Verlag.) Man muß

Er nimmt die heitere Muse ernst: Hans-Joachim Schlichting.

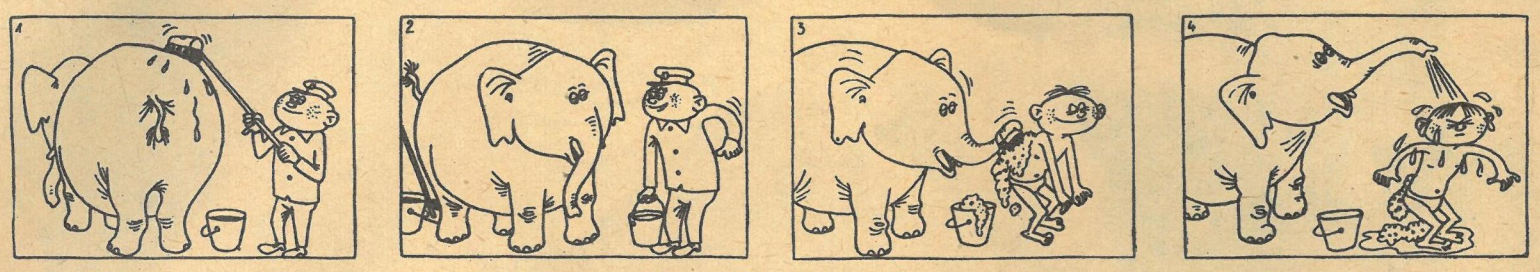
staunen, wo Erich Schmitt immer wieder seine Einfälle hernimmt, doch wer ihn kennt, den kleinen, wohlbeleibten Mann mit der großen Berliner Schandschnauze, der wundert sich nicht darüber. Denn ebenso leicht und zügig, wie er seine Männekens aufs Zeichenblatt wirft, kommen ihm Witze und Glossen über die Lippen. Das ist seine Gabe; er findet die Komik im Vorübergehen und braucht sich nicht einmal danach zu bücken.

Auch auf der Bühne geht man den ernsten Dingen lachend zuleibe. Hier hat der Berliner Humor Tradition, denken wir nur an Kurt Tucholskys bissige Kabarettgedichte und an die damals so beliebten Komiker wie Paul Graetz, Werner Finck, Claire Waldoff, die mit scharfgezielten Pointen den feinen Pinkels und neureichen Piefkes in die satten Bäuche piekten. Die köstlichen Bonmots dieser Kleinkunstkanonen kann man heute nur vermittels seltener Schallplatten genießen. Wer aber tritt ihr Erbe an? fragt sich der Berliner und schaut dabei wohl auf das einzige namhafte Kabarett in unserer Hauptstadt: die Distel. Gewiß, ein ausgezeichnetes Ensemble mit einem erfreulichen Spürsinn für das, was die Hirn- und Lachmuskeln bewegt, aber reicht es aus für uns und unsere vielen auswärtigen Gäste? Dann und wann bringt auch der Friedrichstadt-Palast Berliner Humor auf die Bühne, eingebettet in viel Akrobatik und Ballett. Solche Urberliner Typen wie Horst Kube und Peppi Zahl, die als Vater und Sohn Tausende begeisterten, würden wir gern öfter sehen. Aber wo bleiben ein zweites „Schall und Rauch", die „Katakombe" und andere Lachbühnen, die einst so köstliche Cocktails an Ulk und Satire servierten und wo man zwischen Lachen und Schmunzeln eine Flasche Tokaier leeren konnte? Erfreulich, daß zuweilen in Berliner Laienzirkeln und Jugendklubs ein paar schmackhafte Bonbons an Witz und Humor ausgeteilt werden und daß immer mal wieder einer aufgespürt wird, der mehr als Kneipenklamauk auf die Bühne bringt. (Denn was so mitunter über die Konzert- und Gastspiel-Bretter kalauert, weckt keinen Toten auf.)

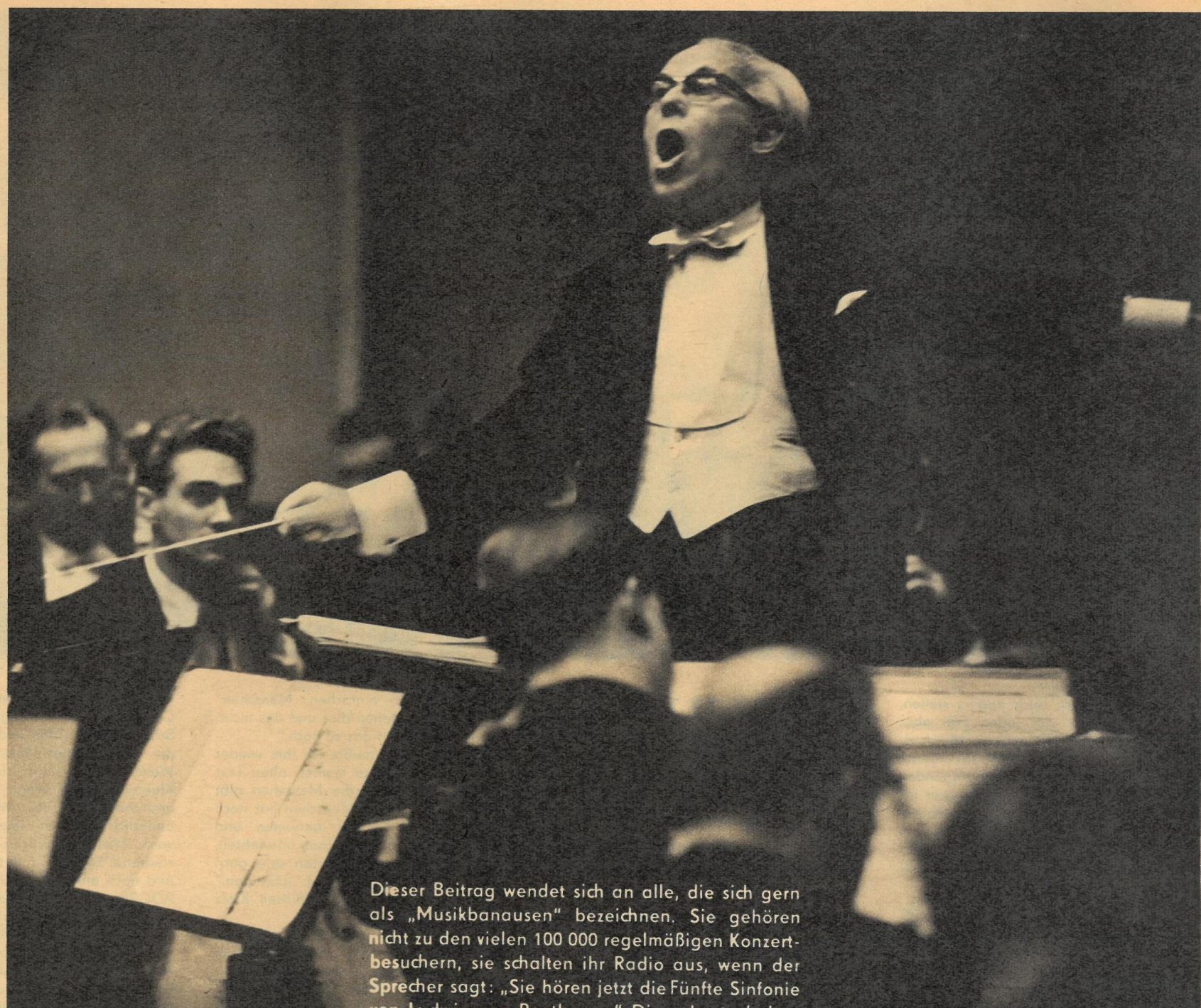
Vor kurzem ist ein Sternchen am Himmel der Kleinkunstkomik aufgegangen: der achtzehnjährige Kellner Hans-Joachim Schlichting. Im Haus der Jungen Talente entdeckte man auch sein Talent für die komische Nummer. Eigentlich hatte er schon als Schuljunge ein bißchen Bühnenerfolg, doch leider, so sagt er selbstkritisch, kamen nur wenige Pointen wirklich beim Publikum an. Aber er übte fleißig, kopierte Peppi Zahl, und schließlich holte Heinz der Quermann ihn zu einer Sendung des „Lachenden Bären", wo er mit Witz und Scharm Conférenciers parodierte.

Ich besuchte den sympathischen Urberliner Jungen auf einem Kappenfest, das seine Kollegen aus dem Gaststättengewerbe veranstalteten. Da kommt er auf die Bühne getrudelt, ein schelmisch lachender Posaunenengel. Kaum macht er den Mund auf, ist Ruhe im Saal, und er steht gleich mit allen auf du und du. Dann folgen ein paar Szenen, dem Berliner Alltag abgelauscht. Wir erleben Schlichting als Mann am Bockwurststand und als besorgten Familienvater, der seinem Sprößling per Telefon beim Schulaufsatz hilft. Alles an ihm ist in Bewegung – Mund, Arme und Körper –, ja, selbst das Gesicht spielt mit, ein Feuerwerk an Mimik, und so serviert uns der junge Kellner eine gelungene Mischung zwischen Flaps und Nulpe, die uns köstlich amüsiert. Manche seiner Gesten sind zwar noch ein wenig ungezügelt, nicht immer auf die Type abgestimmt, die er darstellt, aber er ist ja noch ein Pikkolo auf der Bühne und weiß, daß eine geschliffene, geistvolle Komik ernsthaftes Arbeiten bedingt. An Stoff mangelt es ihm gewiß nicht; im Café Warschau, wo er täglich den Gästen Wein und Braten an den Tisch bringt, hat er bestens Gelegenheit, den Menschen „aufs Maul" zu schauen. Und da er die heitere Muse sehr ernst nimmt, vermag auch er – siehe Lessing – das Ernste lachend zu sagen.

Fotos: Strauß, Zentralbild; Reproduktionen aus „Ede, der Tierparklehrling", Eulenspiegel-Verlag 1964.



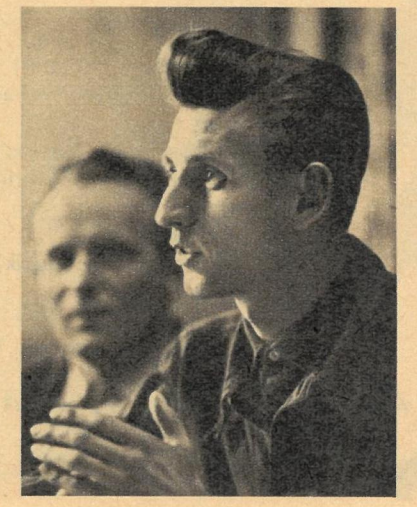
Urberliner Pflanzen: Erich Schmitts Tierparklehrling Ede und „Die Distel" (rechts Szene mit Ellen Tiedtke, Gerd E. Schäfer und Hanna Donner).



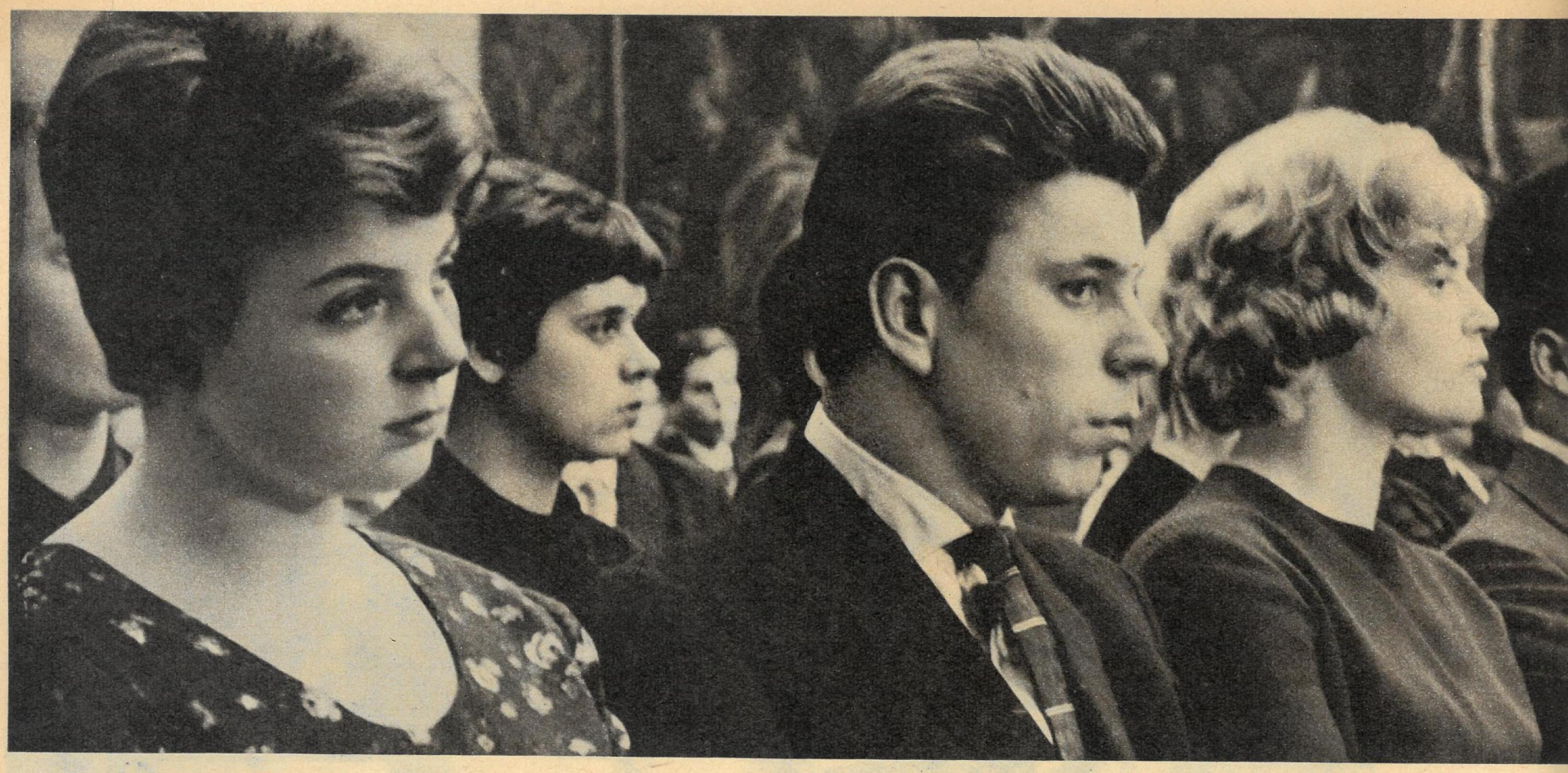
Dieser Beitrag wendet sich an alle, die sich gern als „Musikbanausen" bezeichnen. Sie gehören nicht zu den vielen 100 000 regelmäßigen Konzertbesuchern, sie schalten ihr Radio aus, wenn der Sprecher sagt: „Sie hören jetzt die Fünfte Sinfonie von Ludwig van Beethoven." Diese Leute halten Konzertmusik für zu schwer. Für sich zu schwer!

WIE SCHWER IST SCHWERE MUSIK?

„Vor Jahren mußte ich auf ein Silvestervergnügen verzichten. Mein Mann wollte unbedingt Beethovens IX. Sinfonie anhören. Verrückt, nicht? Der Not gehorchend, ging ich mit. Seitdem versäume ich kein Konzert bei uns in Zeitz. Sie sehen: Viele Wege führen zur Musik."
(Waltraud Kube, Chemielaborantin)



„Mit den Konzerten wird es uns genau so gehen wie mit den Festen der Neuerer. Vor dem ersten Fest hörten wir auch: ‚Geht mir weg, wahrscheinlich wieder so ein politischer Vortrag!' Heute reicht der Saal nicht mehr aus. Die sogenannte schwere Musik muß sich auch erst gegen Vorurteile durchsetzen."
(Martin Przybylla, Brigadier)



WIE SCHWER IST SCHWERE MUSIK ?

Die Frage läßt sich auch anders stellen, genauer vielleicht, auf jeden Fall aber persönlicher. Also: „Ist schwere Musik zu schwer? Für Sie zu schwer?" Ich könnte Ihnen mit drei Dutzend schön klingenden Worten meine Antwort geben. Aber ich unterschiebe Ihnen im Interesse meines Themas Vorurteile gegen diese Art von Musik. Und Vorurteile sterben selten durch schnell hingeworfene fremde Urteile . . .

*

Neulich überredete ich einen guten Bekannten zu einem interessanten Sinfoniekonzert der Dresdner Staatskapelle, zu seinem ersten Konzertbesuch. Mein Freund ist ein angesehener Modellbauer in seinem Betrieb. Er liest leidenschaftlich gern und streitet eben so gern über alles mögliche. Nur gegen die sogenannte „schwere" Musik hat er eine eingebildete Abneigung – und die wollte ich ihm austreiben! Leider hatte ich etwas Pech mit unserem Nachbarn: Links von uns saßen zwei junge Leute, offensichtlich Musikstudenten. Sie lasen das Konzert in der Partitur mit und zuckten beim einzigen – ihrer Meinung nach – falschem Tempo schmerzhaft zusammen. Das würdige Paar rechts von uns kam offensichtlich nur im Sinne der olympischen Devise: „Entscheidend ist die Teilnahme! Der feine Mensch darf kein Konzert der berühmten Staatskapelle versäumen." Ein besseres Düngemittel für seine verstaubten Ansichten konnte mein Freund gar nicht finden. Charmant übersah er die vielen erlebnisfreudigen, ernsthaften Zuhörer: „Bitte, da hast du es! Diese Konzerte sind etwas für Fachleute oder für Spießer. Nichts für mich!" In solchen Augenblicken rechnet sich mein Freund zu den sogenannten einfachen Menschen. „Wir einfachen Menschen" – sagt er – „verstehen dies und das nicht. Für uns ist dies und das zu hoch."

Nach dem Konzert mußte ich ihm wieder zu seiner alten Weise meinen alten Text vorbeten: „Euch einfache Menschen gibt es gar nicht. Einfache Menschen hat noch niemand geboren. Nur bequeme und denkfaule, die sich mit solchen überlebten, zweckgerichteten Schlagworten sehr gern das eigene Selbstvertrauen abkaufen." Bitte sehr, auf einen unsachlichen Klotz gehört ein grober Keil!

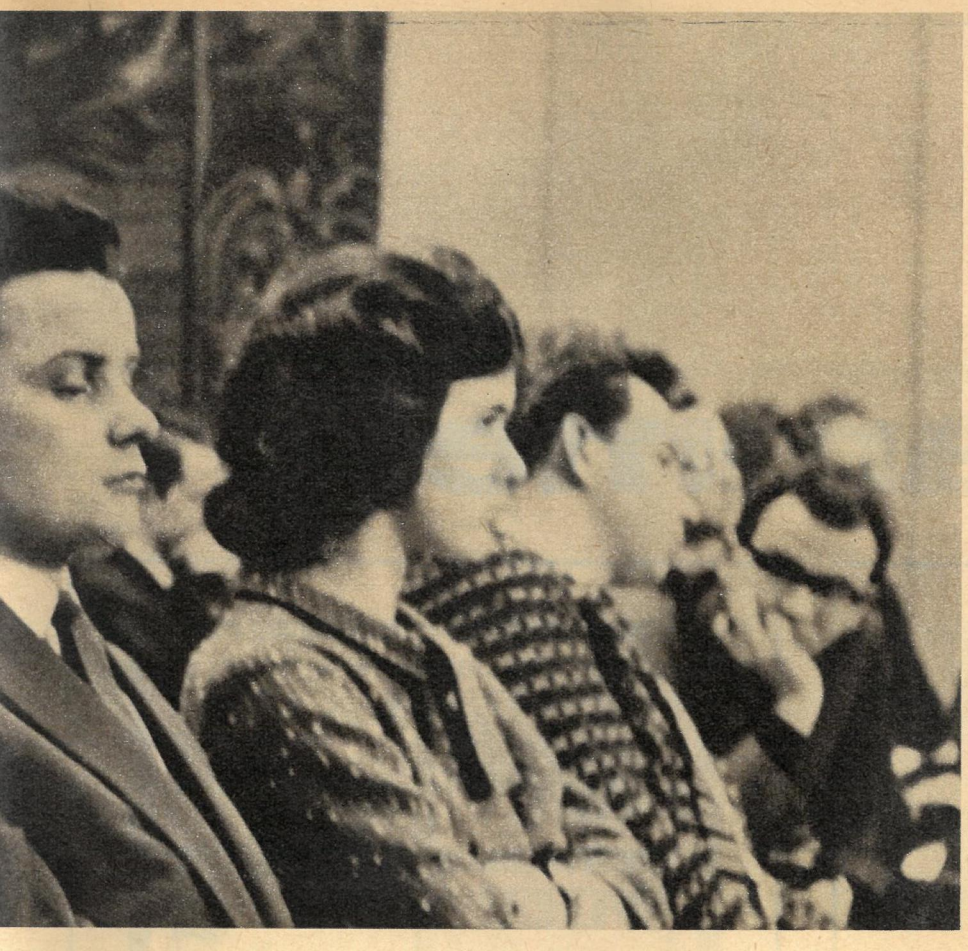
Einige Wochen später fuhr ich – leider ohne meinen Freund – nach Halle. Zum Staatlichen Sinfonieorchester. Der Cheforganisator Thal konnte nur mit drei Jahre alten Prozentzahlen dienen und nur mit Zahlen aus Halle selbst. Aber schon diese alten Zahlen sprachen zur Hälfte gegen meinen Freund. 55 Prozent der Besucher im Jahre 1961 waren Jugendliche – vor allem Hoch-, Fach- und Oberschüler. Alles „Spießer" oder „Fachleute"? Für meinen Freund sprach die zweite Zahl. Nur 8 Prozent aller Konzertbesucher waren Arbeiter. Offensichtlich fürchten sich also noch mehr „einfache" Menschen vor der schweren Musik. Der Grund? Herr Thal und Kapellmeister Unger nannten ihn: „Auf der einen Waagschale liegt die Musik, auf der anderen liegen die Kenntnisse des Konzertbesuchers. Ohne Musikverständnis bleibt schwere Musik zu schwer."

Nach einigen Kurzinterviews mit Orchestermitgliedern (120 Konzerte im Jahr, davon 80 außerhalb) kam der gute Rat: „Fahren Sie doch nach Zeitz in das Klubhaus des Hydrierwerkes. Dort erfahren Sie mehr zu Ihrem Thema."

Das Hydrierwerk liegt am Rande eines kleinen Dörfchens, etwa acht Kilometer von der Stadt entfernt. Rund 4 500 Chemiearbeiter erzeugen hier Benzin, Schmieröle, Paraffin und Weißparaffin für die Verpackungsindustrie. Neben dem Werkeingang steht das imponierende Klubhaus. Zehn Wegminuten weiter, am anderen Ende des Werkgeländes das äußerlich weniger imponierende Kraftwerk. Immerhin produziert es aber ausreichend Strom für das gefräßige Werk und noch einige 1 000 MW zusätzlich. Im AGL-Zimmer des Kraftwerkes erzählte mir Brigadier Martin Przybylla (30 Jahre, Maschinenschlosser) die Geschichte eines eigenartigen Patenschaftsvertrages. „Sie müssen wissen, daß unser Werk durch das Klubhaus gute Freundschaft mit dem hallischen Sinfonieorchester hält. Eines Mittags spielte bei uns im Speisesaal eine Bläsergruppe. Die Leute unterhielten sich anschließend mit uns. Sie hatten keine Künstlerallüren, sie spielten sogar ganz gut Skat, und schwer arbeiten müssen sie auch. Natürlich auf ganz anderem Gebiet – aber immerhin! Auf diese Art schmolz der eingebildete Abstand zwischen uns und den Künstlern zusammen. Auch bei Kollegen, die sonst immer ‚DIE und WIR' sagten, oder: ‚Wir Kraftwerker hören sowieso nichts als Krach, laßt uns mit Musik zufrieden!' In unserem Patenschaftsplan mit den Musikern aus Halle setzen wir Steinchen auf Steinchen. Kessel reparieren lernt man ja auch nicht von heute auf morgen! Zur ersten Veranstaltung kamen 300 Kollegen aus unserem Kraftwerk. Dieser Strauß-Abend war ein Bombenerfolg, die erste unterhaltsame Lehrstunde. Als nächstes folgt ein Wunschkonzert. Schon jetzt hört man nicht mehr: ‚Konzertmusik – das ist doch nichts für Arbeiter!' Die Kollegen wollen gern eine

**„Fragen Sie die Solisten!
Alle Gäste staunten bisher
über das
sachverständige Publikum
in unserem Betriebsklubhaus.
Ich?
Seit meiner Kindheit
höre ich sinfonische Musik.
Sie ist für mich
und meine Frau
ein Teil sinnvoll erlebter,
schöner Freizeit."
(Otto Joachim, Schweißer)**

**„Nein,
wir dürfen nicht
mit unseren Erfolgen
schlafengehen.
Jetzt können die Besucher
in unserem Klubhaus
nach dem Konzert
noch eine Flasche Wein trinken.
Der festliche Abend
dehnt sich aus.
Das Musik-Erlebnis
kann ausschwingen."
(Gerda Voitzsch und Otto Setzer)**



Anrechtsserie abschließen. Und dabei bauen wir dann – wie gesagt: Stein auf Stein – unser Musikverständnis auf."

Diese Geschichte des Brigadiers Przybylla beweist noch nicht sehr viel. Mein Freund würde sagen: „Strauß – ja, Wunschkonzert – ja. Aber fahre nach einem Jahr noch mal hin und frage, wie deine Kraftwerker die schweren Musikbrocken verdaut haben!" Auf dem Wege zum Kraftwerk sprach ich mit einem Schweißer. Dieser Mann liebt die schwere Musik leidenschaftlich: Beethoven, Brahms, Bach, Chopin, Schostakowitsch! Er liebt sie, weil er sie versteht. Das hat er nämlich gelernt. Ein Lieblingskomponist dieses Schweißers, der Russe Modest Mussorgski (Oper: „Boris Godunow") schrieb in einem Brief an den Maler Repin vom Sinn seiner Musik: „Das ist es eben: das Volk will man darstellen: schlafe ich, so sehe ich es vor mir; esse ich, so denke ich daran; trinke ich, so erscheint es vor meinen Augen; das Volk allein ist unverfälscht, ein Ganzes, groß und ohne Tünche. Und welch wahrhaft unheimlichen Reichtum bietet die Sprache des Volkes dem Musiker."

Für Menschen, wie den Schweißer Otto Joachim (62 Jahre), für Menschen aus dem Volke schrieb Modest Mussorgski. Nicht für gebildete Snobs, nicht zur Begleitung von Modenschauen. Die wehrlose „schwere" Musik muß sich leider noch Vorurteile gefallen lassen. Und besonders von Menschen, die sonst immer mit vollem

Festliche Atmosphäre, konzentrierte Zuhörer! Und was folgt dann? Ein schönes Erlebnis oder gähnende Langeweile, weil die Musik das Verständnis übersteigt? Fast alle unsere Orchester haben sich in den letzten Jahren einen sachkundigen Besucherkreis erworben. Aber die Furcht vor den „schweren" Worten „Sinfonie" und „Kammerkonzert" ist noch nicht ganz ausgestorben.

„Für uns Musiker ist die Kenntnis des Publikums wichtig. Wir können nicht jedes Programm an jedem Ort spielen. Schließlich wollen wir einen ungeübten Zuhörerkreis nicht erschlagen! Das Musikverständnis erleichtern wir, zum Beispiel auch in Zeitz, durch Einführungsvorträge." (Harald Unger, Kapellmeister)

Recht sagen: „Rede nicht. Mache es erst einmal!" Das ist übrigens auch ein Lieblingsausdruck meines Freundes . . .

Im Klubhaus des Hydrierwerkes hörte ich von zwei Musik-Fanatikern eindrucksvolle Argumente für die schwere Musik. Zunächst einige nüchterne Tatsachen: Das Staatliche Sinfonieorchester Halle spielt seit 1956 im Klubhaus. In dieser Spielzeit finden 14 anspruchsvolle Konzerte statt. Von 740 Anrechtsinhabern kommen über 400 aus dem Werk. Der Kraftverkehr fährt im Auftrage des Betriebes die Konzertbesucher kostenlos zu den Konzerten. Gerda Voitzsch (Sekretärin) und Otto Setzer (Techniker) organisierten als ehrenamtliche Klubkommission in acht Jahren rund 80 Konzerte.

Angefangen hat es ähnlich wie in der Kraftwerksbrigade. Generalmusikdirektor Professor Förster ging mit Musikern durch das Werk, die Arbeiter fanden Einladungen in ihren Lohntüten. Sie gingen mit Vorbehalten – aber sie gingen! Die ersten Konzerte nahmen viele dieser Vorbehalte, und so wuchs nach und nach ein kräftiger Besucherstamm. Heute schlägt sich die Klub„kommission" mit erfreulichen Sorgen herum. „Annerose Schmidt möchte zwar gern wieder einmal bei uns spielen, aber sie hat im Moment zu viele andere Verpflichtungen. Wie erklären wir das unserem Publikum?" „Dreimal Mozart im Spielplan, ob das nicht zu einseitig wird? Wir müssen noch einmal mit Halle verhandeln." Und so weiter.

Heftige Angriffe schlagen die beiden mit sanfter Gewalt zu Boden. Kaderleiter Rolle nach seinem ersten Konzert: „Hört mir auf: Zu euch kommen nur die oberen Zehntausend." Frauenausschuß-Vorsitzende Rösler nach ihrem ersten Konzert: „Für diese Modenschau habe ich keine Zeit!" Gezwungen durch – wie gesagt – sanfte Gewalt gingen alle beide noch in ein zweites Konzert. Heute gehören sie zu den ständigen ‚freiwilligen' Besuchern. Verständnis für die Musik und Freude am Musikerlebnis wachsen eben mit dem Verstehenkönnen.

Ich könnte von meinem Besuch in Zeitz noch einige Dutzend Argumente für die sogenannte schwere Musik aufschreiben. Ein Chemiefacharbeiter (28 Jahre), der vor drei Jahren zum ersten Mal ein Kammerkonzert hörte, sagte zum Beispiel: „Die gute Musik gehört zu meiner Freude am Leben, die Freude beginnt schon zu Hause. Wenn ich mich festlich anziehe und mich innerlich vorbereite auf das kommende Erlebnis."

„Ist schwere Musik zu schwer? Für Sie zu schwer?" Ich glaube nein. Musik nimmt ihrem Wesen nach teil an den Schönheiten der Welt und des Lebens. Musik urteilt und verurteilt. Vielleicht kennen Sie den besten Beweis dafür, die Entstehungsgeschichte der dritten Sinfonie, der berühmten „Eroica". Für Ludwig van Beethoven war Napoleon der große Freiheitsheld, der Kämpfer für ein allgemeines Weltglück. Für diese großen Ideen der französischen Revolution, die er in Napoleon verkörpert glaubte, schrieb er diese Sinfonie. Biograph Schindler berichtet, wie Beethoven später die Nachricht von Napoleons Krönung zum Kaiser aufnahm. „Er geriet in Wut und rief aus: ‚Ist der auch nichts anderes als ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten' . . ." Beethoven zerriß das Titelblatt seiner Sinfonie, das Blatt mit dem Satz „geschrieben auf Bonaparte". Mit dieser Sinfonie feierte der große deutsche Komponist den Gedanken der Freiheit, den Gedanken an ein allgemeines Weltglück. Das Titelschicksal der „Eroica" unterstreicht diese Absichten Beethovens deutlich genug.

Auch Komponisten, auch Musiker leben nicht außerhalb von Gut und Böse, sie vermitteln ihre Gedanken und ihre Gefühle über ihre Welt in ihrer Sprache, in der Sprache der Töne. Die Musik offenbart sich dem Zuhörer leichter, wenn er hinter die Noten sieht. Wenn er Ausschau hält nach Sinn und Ziel des musikalischen Kunstwerkes.

*

Am Anfang unterschob ich Ihnen, lieber Leser, Vorurteile gegen die sogenannte „schwere" Musik. Bitte, verzeihen Sie mir diesen – möglicherweise beleidigenden – Kunstgriff. Ich kann mich zur Entschuldigung auf meine guten Absichten berufen: Denn leider verschließen sich immer noch viele Menschen aus Furcht vor dem herrlichen Erlebnis „Musik". Den Satz: „Ich verstehe schwere Musik nicht!" sollte es heute bei uns nicht mehr geben. Höchstens: „Ich verstehe diese Musik n o c h nicht." Und das Wörtchen „noch" schließt bekanntlich ein absehbares Ende ein.

Text: Günter Blutke
Fotos: Buschmann, Höhne, Wlocka

telegramme

Südvietnam: USA vor Dien Bien Phu?

Durch die amerikanische Hauptstadt geistert die Angst: Südvietnam könne Präsident Johnsons Dien Bien Phu werden. Diese Furcht ist berechtigt, denn die Situation um Saigon verschlechtert sich von Tag zu Tag, daß, wie eine westliche Agentur in seltener Offenheit feststellte, „noch in diesem Frühjahr mit einer Katastrophe gerechnet werden muß". Das zu verhindern sind seit Jahren

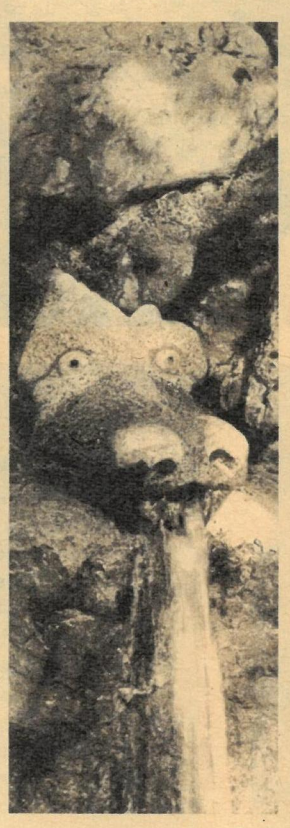
220 000 reguläre Saigoner Truppen,
150 000 Milizsoldaten und
15 500 amerikanische „Ratgeber"

aufgeboten. 40 000 Soldaten der Nationalen Befreiungsfront Südvietnams aber zwingen die USA, täglich 1,5 Millionen Dollar für den schmutzigen Krieg auszugeben, um, koste es, was es wolle, das eine Drittel Südvietnams, das noch nicht von der Befreiungsfront kontrolliert wird, zu halten. In dieser Mission reiste erneut USA-Kriegsminister McNamara (links) nach Saigon. Das dritte Mal schon seit September 1963. Ein teuflischer Besuch, denn McNamara möchte, wie es Planungsspezialist Walt Rostow empfiehlt, den Krieg auf die Demokratische Republik Vietnam ausweiten. Präsident Johnson hat zu entscheiden. Sein inzwischen zurückgetretener Unterstaatssekretär Hilsman sprach aus, was realdenkende USA-Bürger fordern: Rückzug der USA-Truppen, Neutralisierung Südvietnams.

Unvergessene Antifaschisten

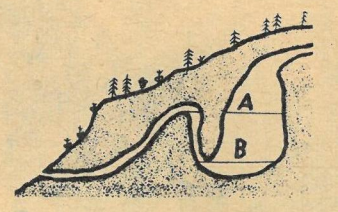
Zu den zahlreichen Sonderbriefmarken, die das Ministerium für Post- und Fernmeldewesen der DDR in der Vergangenheit dem Andenken großer Arbeiter- und Sportfunktionäre widmete, kam dieser Tage ein weiterer Satz, der Leben und Werk ermordeter Antifaschisten ehrt. Die einzelnen Motive zeigen die Bildnisse von Anton Saefkow (1903–1944), Franz Jacob (1906–1944), Bernhard Bästlein (1894–1944), Harro Schulze-Boysen (1909–1942), Dr. Adam Kuckhoff (1887 bis 1943) und das Ehepaar Dr. Mildred (1902–1943) und Dr. Arvid Harnack (1901–1942). Die Sondermarken entwarf der Berliner Künstler Karl Sauer.

„Lebendes Wasser" – ja oder nein?



Auf der Südseite des Witoscha-Gebirges bei Sofia gibt es einen Brunnen, der aller zwanzig Minuten zehn Minuten lang sprudelt, zwanzig Minuten ruht und danach sein Spiel von neuem beginnt. Das Geheimnis besteht darin, daß der Brunnen, wenn das Wasser den Punkt A erreicht hat, so lange fließt, bis es den Berg bis zum Punkt B abgesaugt hat. Danach dauert es zwanzig Minuten, bis sich das Innere erneut bis zum Punkt A mit Wasser gefüllt hat. Menschen vergangener Jahrhunderte nannten dieses Phänomen „lebendes Wasser".

D. Sibirsky



Gibt es in der DDR Gastarbeiter?

Die betagten Leute auf dem Lande erinnern sich noch gut daran: Im Hochsommer, wenn auf den Rittergütern die Getreideernte begann, kamen die Schnitterkolonnen über die Grenze. Die Ärmsten der polnischen Landbevölkerung verdingten sich für geringen Lohn an die deutschen Krautjunker.

In den Jahren des vergangenen Krieges erlebte die Welt das grausige Schauspiel einer Neuauflage antiker Sklaverei: Die Hitlerfaschisten schleppten Millionen Männer und Frauen aus dem okkupierten Nachbarland auf die Äcker und in die Rüstungsfabriken. Diese trugen auf ihrer Kleidung das „P", das sie in den Augen der deutschen Bevölkerung als Polen kenntlich und verächtlich machen sollte.

Bittere Erinnerungen an diese finsteren Kapitel deutscher Geschichte steigen auf, wenn man liest und hört, daß im Bonner Staat wieder ausländische Arbeiter ausgebeutet – und als Menschen zweiter Klasse behandelt werden; daran kann auch die freundlichere Bezeichnung „Gastarbeiter", die an die Stelle des früheren „Fremdarbeiter" getreten ist, nichts ändern.

In Braunkohlenwerken des Bezirkes Cottbus arbeiten 500 polnische Bergleute. Sie kamen auf Wunsch der Regierung unseres sozialistischen Nachbarlandes, um sich als Spezialisten für die in den

Gottschalk / Hammer

polnischen Braunkohlenrevieren arbeitenden zahlreichen Großgeräte aus der DDR-Produktion heranzubilden. Ihre Qualifizierung zum Reparaturschlosser oder Elektriker für Tagebaugroßgeräte dauert 18 Monate. Was sagen sie selbst dazu? Übereinstimmend: „Wir hatten nichts dagegen, in die DDR zur Ausbildung zu gehen, und haben das auch noch nicht bereut. Hier gibt es viel zu lernen, und ‚Langeweile' im Kreise unserer deutschen Freunde, bei ihren Familien und während gemeinsamer Ausflüge nach Leipzig, Dresden oder Berlin ist uns bisher tatsächlich ein Fremdwort geblieben."

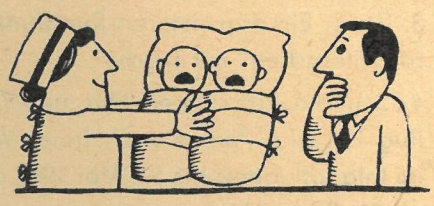
Für den Amateur-Statistiker

Noch ein Ticken der Uhr, und ein neues Kind ist geboren: Die sowjetische Statistik weist nach, daß die Bevölkerung der UdSSR

- jede Minute um sechs
- jeden Tag um etwa 9000
- jeden Monat um nahe 270 000 und
- jedes Jahr um über fünf Millionen

Bürger zunimmt.

In den letzten zehn Jahren stieg die Bevölkerung der Sowjetunion um 35 Millionen, das entspricht ungefähr der Einwohnerzahl von Schweden, Norwegen,



Dänemark, Finnland, Griechenland und Österreich zusammengenommen.

So wie die Einwohnerzahl des Sowjetlandes unaufhörlich wächst, steigt auch die Lebenserwartung. Betrug diese im zaristischen Rußland 32 Jahre, so liegt sie in der Sowjetgesellschaft gegenwärtig bei 70 Jahren!

Heute lebt bereits jeder vierzehnte Mensch unseres Planeten in der UdSSR!

Aus: „USSR" / Zeichnung: Flisak

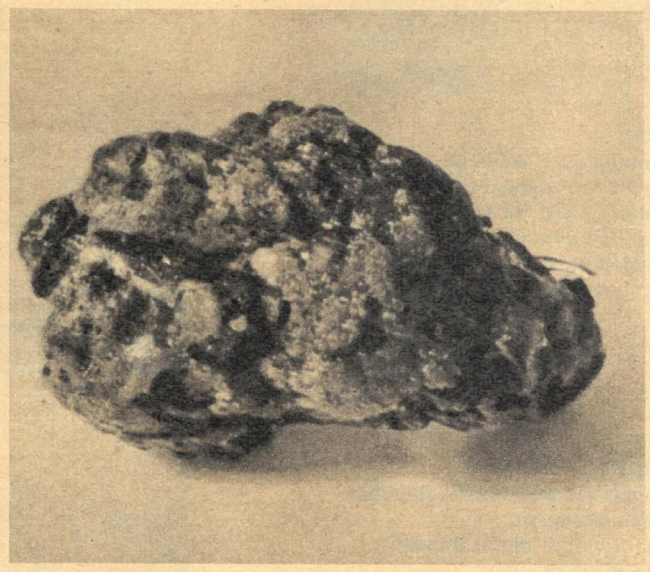
Das Geheimnis „Mumie" wird enträtselt

Schon in uralten Zeiten hatten die Jäger in den Bergen Mittelasiens Kenntnis von der wundertätigen Wirkung jener dunkelbraunen, harzähnlichen Klumpen, die man – freilich sehr selten – in Schluchten und Felsspalten fand. Wenn man sie, so wußten Legenden zu berichten, auf Wunden auflegte, so heilten diese rasch zu. Man nannte diesen Wundbalsam „Mumie", das heißt „das das Leben Erhaltende".

Vor einiger Zeit verständigte ein tadshikischer Lehrer die Akademie der Wissenschaften seines Heimatlandes davon, daß er in Felsspalten solche sonderbaren Gebilde gefunden habe, und tatsächlich konnte eine sofort dorthin entsandte wissenschaftliche Expedition von Geologen und Medizinern aus Tadshikistan und Usbekistan in etwa 3000 Meter Seehöhe 45 Kilogramm dieses Lebensbalsams sammeln.

Seitdem sind die Wissenschaftler damit beschäftigt, dem Geheimnis „Mumie" auf den Grund zu kommen. Im Chemieinstitut der Akademie der Wissenschaften der Usbekischen SSR konnte man auf Grund eingehender Analysen feststellen, daß „Mumie" ein Zerfallsprodukt des Erdöls unter der Einwirkung von Mikroben ist, doch weiß man noch nichts Genaues über die Art dieses Produktes. Gleichzeitig mit den chemischen Untersuchungen, die fortgesetzt werden, erproben Mediziner die Heilwirkungen dieses Balsams an Tieren.

Aus „Sowjetunion heute"



Unter den vielfarbigen Plakaten, die zur Messezeit in Leipzig werben, wirkt eins auf alle Frauen stets wie ein Magnet: Internationale Modenschau in der Kongreßhalle. Und wenn dann die Tiefstrahler über dem Laufsteg aufflammen und schlanke Mannequinbeine die Eleganz aus Warschau und Budapest, aus Paris, Amsterdam und Berlin in die Zuschauerreihen wippen, wenn heimliche Wünsche sich zu einem „So-was-muß-ich-haben" hochspielen, wenn sich ringsum im Saal die erwartungsvolle Spannung langsam löst, dann sitzen mitten im Publikum einige Damen und Herren, die mit nüchtern-kühler Berechnung die einzelnen Modelle taxieren. Es sind Kaufleute und Modeexperten, die den Geschmack ihrer Kunden sehr genau kennen und die hier Samt und Seide, Dederon und Brokat als Verkaufsmöglichkeiten für ihr Land und ihre Kundschaft beurteilen. Sie sind regelrechte Kundschafter bei dieser Schau. Hier am Laufsteg und in den Verhandlungskojen wird entschieden, ob unsere Industrie sowohl modisch als auch wirtschaftlich gut gearbeitet hat. Wir haben auch in diesem Jahr mit unserem Angebot einen guten Eindruck hinterlassen und gut verkauft, wenn wir Ihnen die genauen Zahlen auch noch nicht mitteilen können. Dafür aber wollen wir Sie mit einem kleinen Blick in den Messe-Kleiderschrank entschädigen.

Fotos Atelier Heim, Hilmer
Text Juba

MYOSOTIS –
Ein Modell aus Paris
vom Atelier Jacques Heim.
Mantel und Kleid
sind aus hellblauem Gabardine.
Als modischen Effekt zeigt der Mantel
vier hüftlange Falten an den Seiten.

MESSE-CHIC

SERINGA –
Ein marineblauer Wollstoff,
kombiniert mit weißem Leinen,
gibt diesem Kleid mit Jackeneffekt
im Vorderteil eine elegante Note.
Das Modell stammt ebenfalls
von Jacques Heim.

ORCHIDEE –
Ein Abendkleid aus unserer Republik
von Heinz Bormann.
Einziger Schmuck dieses Modells
sind die Rüschen
mit den dunklen Perlen.
Der Rückenausschnitt ist tief.

Unsere Preisrätsel-Reise in den Frühling kann beginnen. Das große „Ding mit Pfiff" wartet auf seine Bezwinger. Über 21 000 Einsendungen, davon etwa die Hälfte mit richtigen Lösungen, brachte das letzte große „Ding mit Pfiff". Wieviel werden es diesmal sein? Nun ja, über die Osterfeiertage – und auch später – ist vielleicht etwas mehr Luft drin, sich an die Lösung heranzupirschen. Einsendeschluß (Poststempel) ist der 23. April 1964.

Unser großes „Ding mit Pfiff" erscheint in drei Folgen, von denen Sie die erste nebenstehend abgebildet sehen. Sie können jede dieser drei Folgen einzeln einsenden oder auch sammeln und dann zusammen einschicken. Auf den Antwortkarten dürfen die Moese-Männchen im Flugzeug nicht fehlen. Sie werden – entsprechend den drei Folgen in den zb-Heften 13, 14 und 15 – mit 1, 2 und 3 numeriert. Also Lösung und Moese-Männchen, das ist Bedingung! Und vergessen Sie bitte nicht, Ihr Alter und Ihren Beruf anzugeben.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Start unseres großen „Dinges mit Pfiff".

Es dreht sich also alles ums Reisen bei unserem Preisausschreiben. Um modernes Reisen mit dem Flugzeug. In Zusammenarbeit mit „Interflug" haben wir einige zünftige Folgen ausgeknobelt. Wir möchten Ihnen auch die wichtigsten Preise nennen, die auf ihre Gewinner warten. Dabei stellte uns die „Interflug" freundlicherweise einige Flugreisen sowie weitere Preise zur Verfügung.

1. Preis: Ein Hin- und Rückflug für 2 Personen nach freier Wahl im Inlandflugnetz in der Saisonzeit (31. Juni bis 20. September 1964)

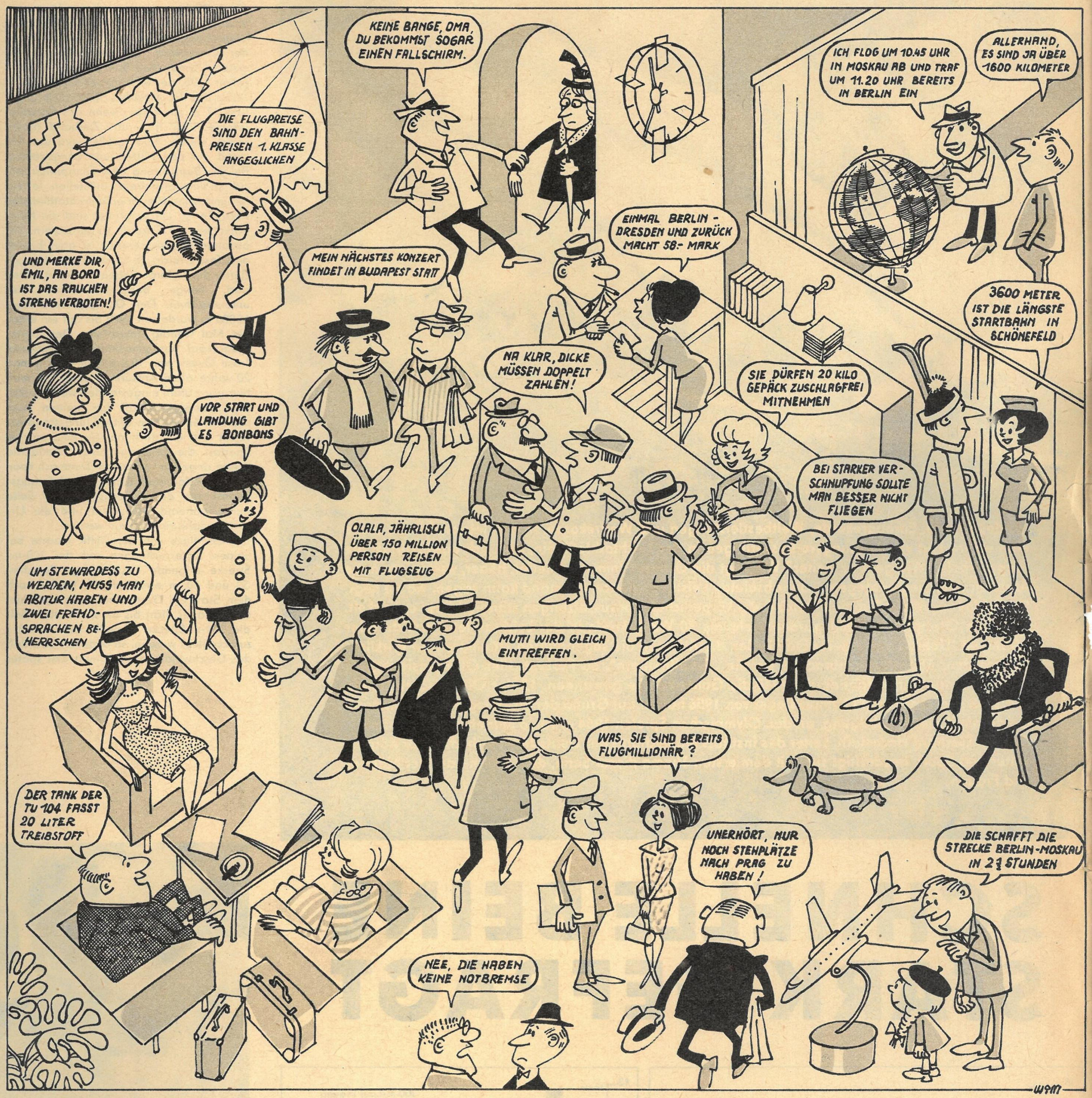
2. Ein Hin- und Rückflug für 2 Personen nach freier Wahl im Inlandflugnetz außerhalb der Hauptsaison. Also – je nach Wunsch – bis zum 31. Mai 1964 oder ab 21. September 1964

3. Preis: Ein Transistoren-Rundfunkgerät „Sternchen" mit Tasche

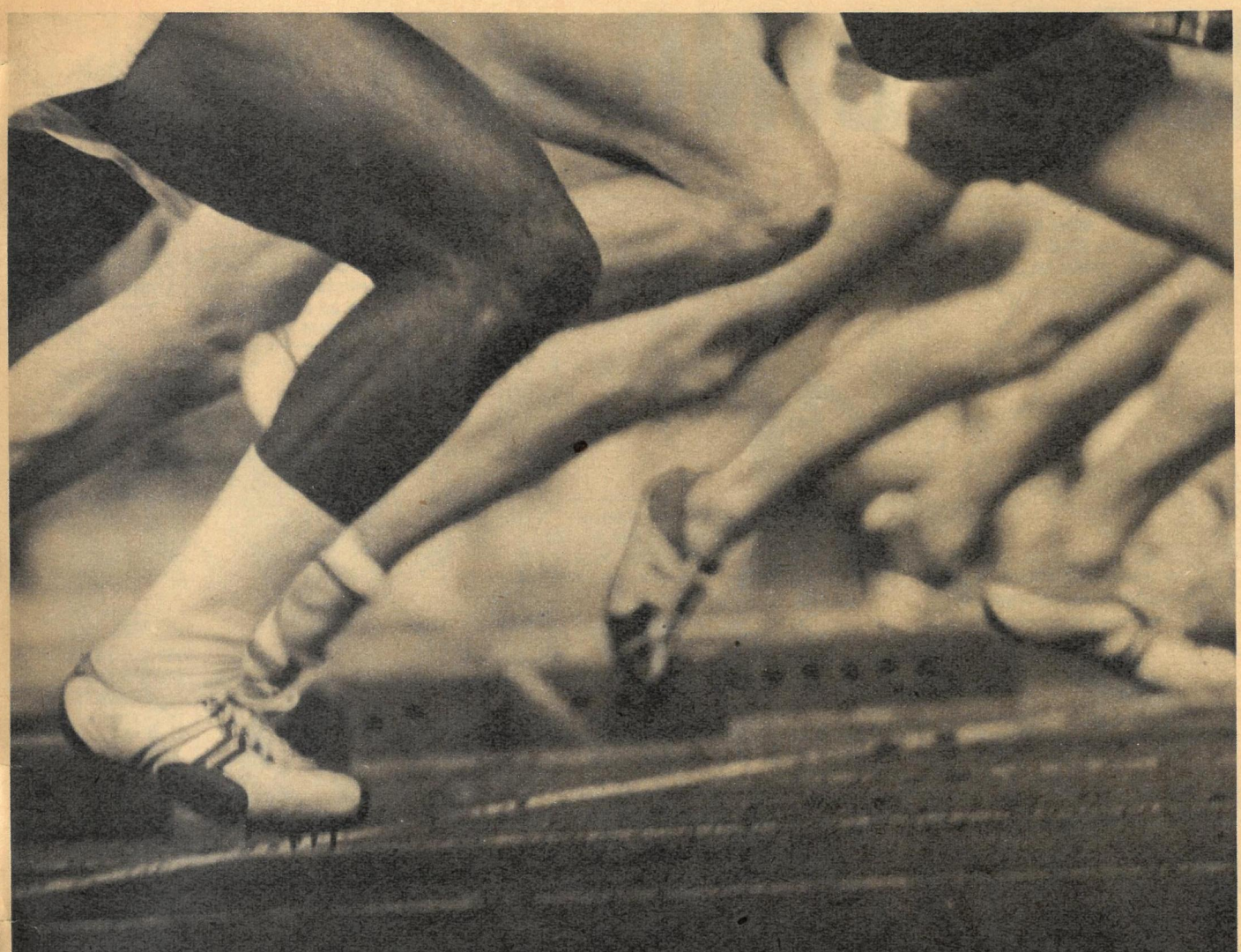
4., 5. und 6. Preis: Je ein Hin- und Rückflug für eine Person nach freier Wahl im Inlandflugnetz bis 31. Mai 1964 oder ab 21. September

Dazu kommt eine große Anzahl kleinerer Preise, die irgendwie mit dem Thema unseres großen „Dinges mit Pfiff", nämlich mit dem Reisen zusammenhängen. Zum Beispiel Interflug-Taschen, Reisebügeleisen, Reisenecessaire, IL-18-Baukästen und vieles mehr. Viel Spaß bei der Reise durchs Preisausschreiben!

DAS GROSSE DING MIT PFIFF



Unser Moese-Männchen, diesmal als kleiner Pilot, stellt Ihnen für diese erste Folge die Frage:
Was stimmt hier nicht?
Aus den Aussprüchen sollen Sie fünf sachlich falsche Äußerungen herausfinden. Schreiben Sie diese auf die Antwortkarte und vergessen Sie nicht, das Moese-Männchen Nummer 1 mit aufzukleben. Unsere Adresse: Redaktion „Zeit im Bild", Dresden A 19, Spenerstraße 21. Kennwort: „Das große Ding mit Pfiff".

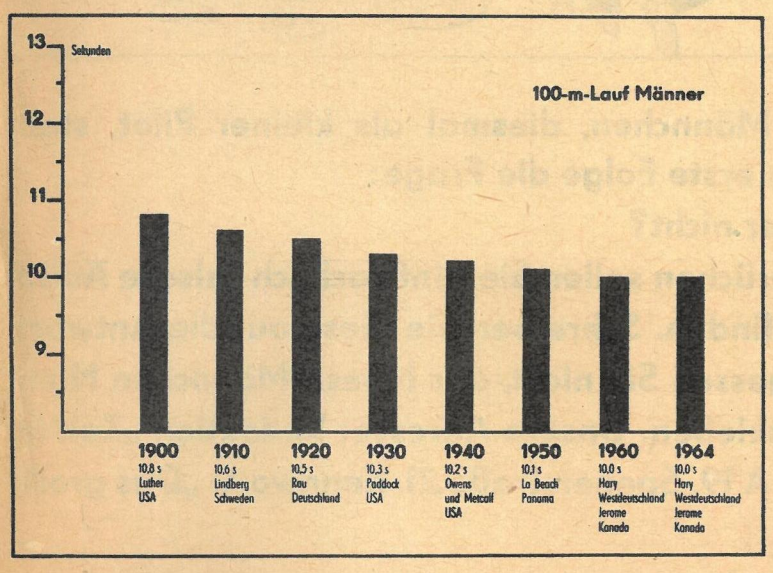


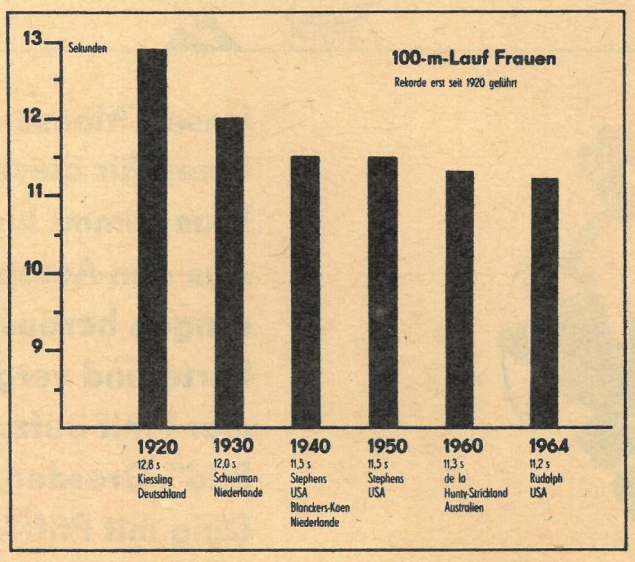
Landesrekorde, Europarekorde, Weltbestleistungen und Weltrekorde. In den letzten Jahren setzte eine wahre Flut von Leistungsverbesserungen in der Leichtathletik ein, daß sich unwillkürlich die Frage erhebt: Wie geht es weiter? Wo liegt die Grenze? Immer schneller, höher, weiter jagen die Athleten dem Sieg entgegen – der absoluten Leistungsgrenze. Niemand kann sagen, wo sie liegt. Durch das sportliche Training werden die körperlichen Voraussetzungen ständig höher entwickelt. Allein im Olympiajahr 1960 wurden mehr als 30 Weltrekorde in der Leichtathletik erreicht oder verbessert. Überall auf unserer Erde ließen die Athleten die sogenannten Traumgrenzen Wirklichkeit werden, überall durchbrachen sie die „Schallmauern". 80 Prozent aller Olympiasieger von 1936, 22 Frauen und Männer, die 1948 die Goldmedaille gewannen, 13 der Olympischen Spiele von 1952 und sogar zwei Olympiasieger von 1956 hätten auf Grund der festgelegten Olympianorm nicht einmal die Berechtigung, an den Olympischen Spielen 1964 in Tokio teilnehmen zu können. Dr.-Ing. Gerhard Hochmuth, Leiter des Instituts Biomechanik der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport, beschäftigt sich mit dem ersten Thema dieser Serie, dem 100-m-Lauf der Männer und Frauen.

SCHNELLE BEINE STARK GEFRAGT

Jahrzehntealt war der Traum der Sprinter, endlich die „Schallmauer" von 10,0 s zu erreichen. 60 Jahre lang versuchte es die Elite der Welt vergebens. 1960 war es dann so weit. In Zürich lief der Westdeutsche Armin Hary als erster die 100 m in 10 s. Er blieb nicht lange allein, denn der kanadische Athlet Harry Jerome tat es ihm gleich. Nichts zeigt wohl diesen Leistungsanstieg deutlicher als ein Vergleich der Rekordhalter der Vergangenheit mit denen der Gegenwart. Der 100-m-Sieger der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen 1896, der Amerikaner Burke, der in 12,0 s das Ziel erreichte, hätte noch ungefähr 17 m zu laufen, wenn der Kanadier Jerome nach 10 s das Zielband durchreißen würde. Noch größer wird der Abstand auf den Mittel- und Langstrecken. Bei der Betrachtung aller Disziplinen läßt sich so eine Grundregel aufstellen. Je länger und komplizierter eine leichtathletische Disziplin ist, um so größer sind die Möglichkeiten, die Rekorde zu verbessern. Die absolute Leistungsgrenze ist aber bereits dort fast erreicht, je kürzer und unkomplizierter die Anforderungen an den Athleten sind. Einige Beispiele sollen dies unterstreichen. Der Olympiarekord über 10000 m wurde seit 1920 bis auf ein einziges Mal ständig unterboten. Der 100-m-Weltrekord des amerikanischen Athleten Jesse Owens von 10,2 s hielt aber genau 20 Jahre allen Anstürmen stand. Es muß hier ganz offen eingestanden werden, daß die Sportwissenschaft bei weitem noch nicht einen solchen Entwicklungsstand erreicht hat, um auch nur für eine einzige Sportart die Leistungsgrenze annähernd richtig angeben zu können. Demnach kann in den folgenden Zeilen die Leistungsgrenze von der wissenschaftlichen Seite nur annähernd beleuchtet und die Ursachen dafür angegeben werden.

Dr. Gundlach von der DHfK machte bei seinen Untersuchungen auf der 100-m-Strecke folgende Feststellung: Zwischen 30 und 50 m erreichen die Läufer nach dem Start ein Geschwindigkeitsmaximum, das sie aber nicht bis ins Ziel halten. Soll die 100-m-Strecke schneller als in 10,0 s zurückgelegt werden, so bedeutet das, daß das Geschwindigkeitsmaximum erst später





– ungefähr bei 80 m – erreicht werden müßte (Abb. 1). Dies erfordert aber bei jedem Schritt einen größeren Kraftstoß und ein schnelleres Vorbringen der Beine. Ein weiterer Punkt ist die Schrittfrequenz. Es überrascht, daß auch diese nach einem schon zeitig erreichten Maximum stetig abfällt (Abb. 2 und 3). Demgegenüber nimmt die Schrittlänge anfangs sehr stark zu und bleibt dann fast konstant. Zwischen beiden besteht aber eine enge Verbindung, denn eine Verzögerung der Schrittlänge bedingt eine Verringerung der Schrittfrequenz und umgekehrt. Man sieht dies ganz deutlich im Finish. Sicher interessiert die Ursache, weshalb sich eigentlich der Sprinter nicht länger so stark beschleunigen kann, wie unmittelbar nach dem Start? Nehmen wir als Beispiel ein Automobil, das eine ähnliche Charakteristik aufweist. Mit anwachsender Geschwindigkeit nehmen die Gegenkräfte und vor allem der Luftwiderstand so zu, daß ein Stadium erreicht wird, bei dem die Bremskräfte genau so groß geworden sind wie die Antriebskraft und infolgedessen keine weitere Beschleunigung mehr möglich ist. Bei jedem Schritt entsteht beim Aufsetzen des Fußes ein Bremsstoß, gering dagegen ist der Einfluß des Luftwiderstandes. Dieser Bremsstoß entsteht zwangsläufig und ist folgendermaßen zu erklären (Abb. 4): In der zweiten Hälfte der sogenannten stützlosen Phase bewegt sich die Körpermasse auf einer flachen Flugbahn abwärts. Erreicht der vorgestreckte Fuß die Laufbahn, so bremst der Sprinter durch aktives Gegenstemmen die Abwärtsbewegung seiner Körpermasse ab, und dadurch entsteht auch zwangsläufig die gleiche Wirkung in horizontaler Richtung. Weil er einen Bremsweg benötigt, beugt er das Bein. Erst danach erfolgt durch die Streckung eine Beschleunigung. Mit Hilfe von Dynamographen, die in die Laufbahn eingebaut wurden, konnten diese Kraftwirkungen gemessen werden. Auf einem Diagramm aufgezeichnet, ergibt dies dementsprechend erst negative und dann positive Kräfte. Unmittelbar nach dem Start ist die positive Fläche bedeutend größer, und erst nach der Hälfte der Strecke werden beide etwa gleich groß. Danach tritt der negative Teil besonders hervor. Das Diagramm zeigt also, daß bei den ersten Schritten eine große Beschleunigung vorhanden ist, die ständig kleiner wird, um sogar in eine Verzögerung überzugehen. Die Ursache für das Anwachsen des Bremsstoßes ist in der Lauftechnik begründet. Unmittelbar nach dem Start hat der Aktive eine relativ große Vorlage. Der Schwerpunkt befindet sich daher weit hinter der Stützstelle des aufsetzenden Fußes, und die Bremsphase ist nach kurzer Zeit beendet. Mit zunehmender Entfernung vom Start richtet sich der Aktive immer mehr auf. Soweit die Wissenschaft. Sie, zusammen mit den verbesserten Trainingsmethoden und der genauen Kenntnis all dieser Faktoren, versetzt die Athleten und ihre Trainer in die Lage, den Ansturm gegen die zur Zeit bestehende „Mauer" von 10,0 s zu wagen und sie eines Tages, wie schon so oft in der Vergangenheit, zu durchbrechen.

Die Serie „Wo liegt die Grenze" wird mit Betrachtungen in anderen Disziplinen und Sportarten fortgesetzt.

Nicht nur die Zeiten haben sich verändert, sondern auch die Wettkampfbedingungen. Links ein Frauenlauf zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Das rechte Bild zeigt den olympischen Endlauf über 100 m in Melbourne (von rechts nach links: Christa Stubnick, Betty Cuthbert und Marlen Matthews). Zwischen den Läufen der beiden Bilder besteht eine Zeitdifferenz von fast fünf Sekunden.

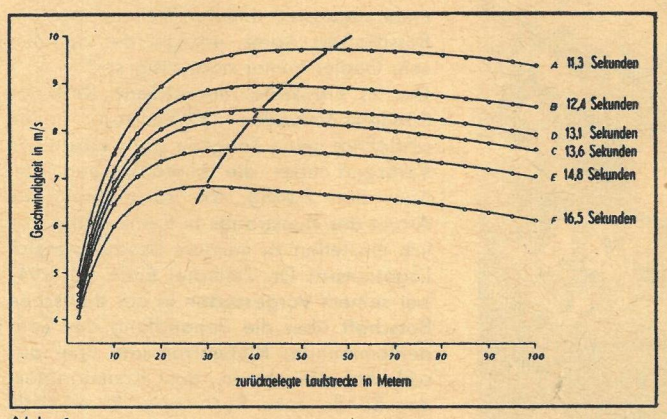


Abb. 1

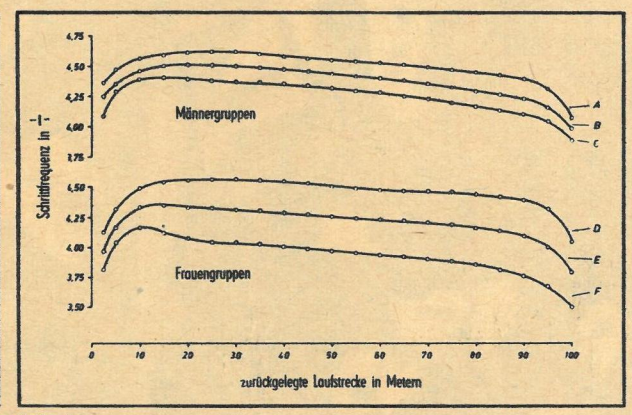


Abb. 2

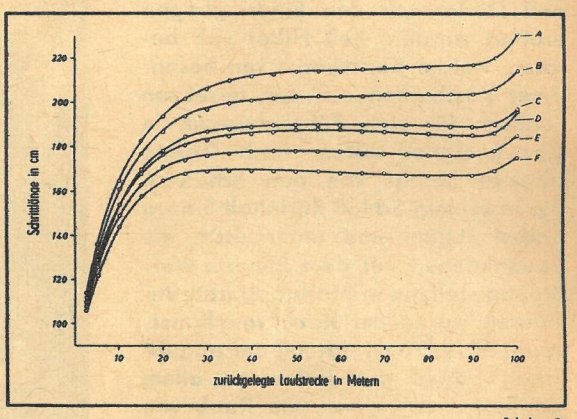
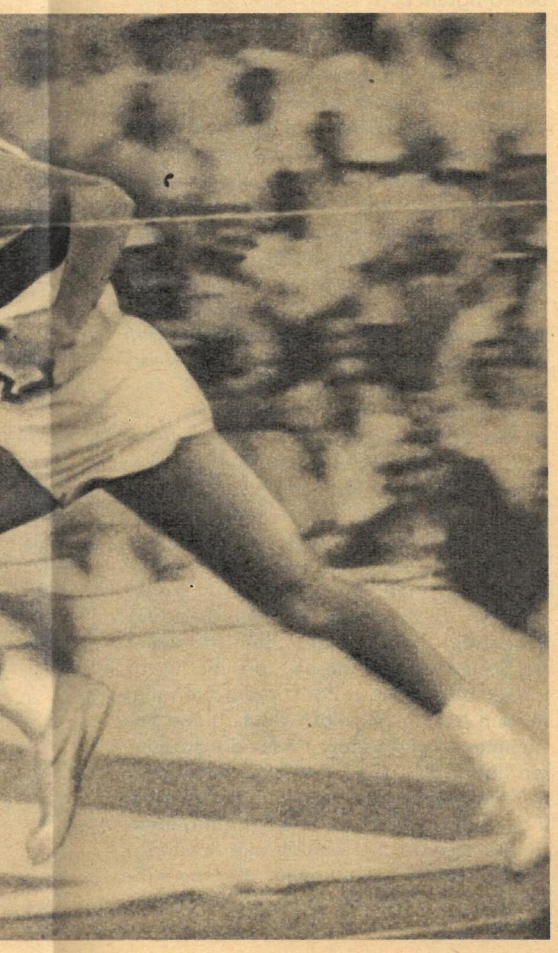


Abb. 3

Die in den Grafiken enthaltenen Kurven stellen mit den Buchstaben A, B und C ermittelte Werte der Männer dar, während die Frauenwerte mit den Buchstaben D, E und F gekennzeichnet sind. Die Grafiken 2 und 3 sind im Zusammenhang zu betrachten.



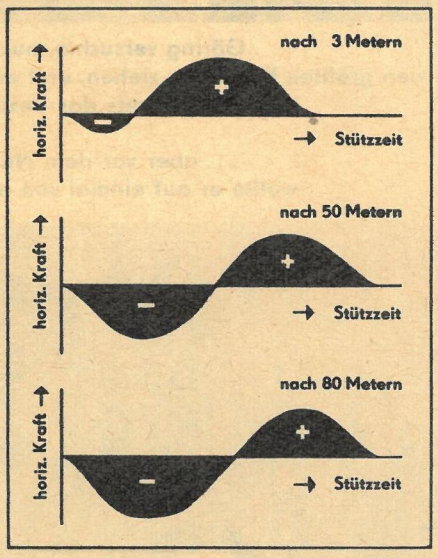


Abb. 4

Am 21. Juni 1960 erreichte der westdeutsche Sprinter Armin Hary in Zürich die „Schallmauer" von 10,0 Sekunden (links). Der amerikanische Sprinter Bob Hayes ist nach Meinung der Experten in der Lage, diese Zeit zu unterbieten. Er ist ein Bündel von Kraft und Energie und besitzt die notwendigen körperlichen Voraussetzungen, einen neuen Weltrekord aufzustellen.

Fotos: Blutke (1), Archiv (4)
Zeichnungen: Hofmann

RUTH SEYDEWITZ

führerauftrag linz

DER GRÖSSTE KUNSTRAUB DER GESCHICHTE

8

Die deutschen Armeen hatten die Grenzen Frankreichs, Belgiens und Hollands überschritten, die Bevölkerung – besonders die jüdische – bekam die faschistische Knute zu spüren. Und während immer neue Städte und Dörfer von den Eindringlingen erobert wurden, ließ Hitler sich beraten, welche Kunstwerke von besonderer Kostbarkeit aus den besetzten Ländern für sein Führermuseum in Linz geeignet wären. Auch Göring träumte bereits von den Schätzen, die in seinem Schloß Karinhall Einzug halten sollten, und unterstützte die Raubaktionen mit dem ihm zur Verfügung stehenden Machtapparat. Bemäntelt wurde der Raub von Kunstschätzen in Frankreich mit der angeblichen Schuld der Juden an allem Unglück. Der eigens zum Raub von Kunstwerken bestimmte Einsatzstab Rosenberg entwickelte sich zur größten und umfassendsten Kunstrauborganisation.

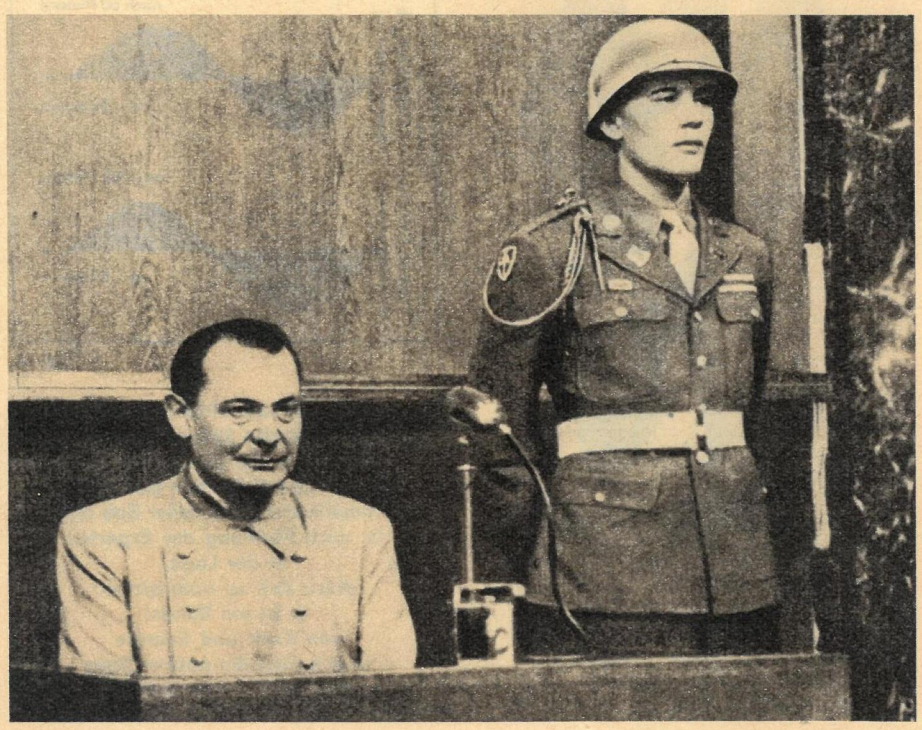
Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel, unterrichtete alle nachgeordneten militärischen Dienststellen über die Aufgaben, die Bedeutung und die Tätigkeit des Einsatzstabes Rosenberg und betonte dabei, daß der SS-Gruppenführer Heydrich persönlich mit den zuständigen Militärbefehlshabern zwecks Ausführung der ihnen im Zusammenhang mit den Aufgaben des Einsatzstabes erteilten Aufträge in Verbindung treten würde. Der allmächtige und gefürchtete Chef der Gestapo und des Sicherheitsdienstes, Heydrich, setzte die ihm unterstellten Macht- und Terrorapparate ein, um den Einsatzstab Rosenberg beim Kunstraub zu unterstützen.

Nach einem am 15. Juli 1940 im amtlichen deutschen Verordnungsblatt veröffentlichten Befehl Keitels mußten alle beweglichen Kunstschätze, deren Wert 100 000 Frank überstieg, bis zum 15. August 1940 vom Besitzer bei der zuständigen Feldkommandantur oder einer von ihr bezeichneten anderen Behörde angemeldet werden.

Dank dieser aktiven Mithilfe des Oberkommandos der Wehrmacht bekam der Einsatzstab Rosenberg eine ausgezeichnete Übersicht über die in Frankreich vorhandenen Kunstgegenstände. Am 17. September 1940 berichtete Keitel den Militärbefehlshabern in Frankreich, Belgien, Holland und Luxemburg, daß Reichsleiter Rosenberg beziehungsweise sein Vertreter, Reichshauptstellenleiter Ebert, hinsichtlich des Zugriffsrechtes eindeutige Weisungen vom Führer persönlich habe; er sei ermächtigt, die ihm wertvoll erscheinenden Kulturgüter nach Deutschland abzutransportieren und hier sicherzustellen. Über ihre Verwendung hätte der Führer sich die Entscheidung vorbehalten. „Es wird gebeten, die in Frage kommenden Militärbefehlshaber beziehungsweise Dienststellen entsprechend anzuweisen."

Göring versuchte, aus den Kunstraubaktionen den größten Nutzen zu ziehen, und wählte aus den Kostbarkeiten aller Länder stets das Beste für sich aus . . .

. . . aber vor dem Nürnberger Militärtribunal wollte er auf einmal von alledem nichts gewußt haben.



Alle Beschlagnahmen des Einsatzstabes Rosenberg erfolgten also nicht nur im Auftrage Hitlers und Görings, sondern auch im Einvernehmen und mit Unterstützung der im besetzten Frankreich die höchste Macht repräsentierenden Generale der Wehrmacht. Am 28. August 1940 trafen die Leiter des Einsatzstabes Rosenberg und Vertreter der deutschen Militärverwaltung sogar eine schriftlich formulierte Vereinbarung, in der festgestellt wurde, daß, wie Kriegsverwaltungschef Dr. Best ausdrücklich hervorhob, auch im nichtstaatlichen Bereich Maßnahmen des Einsatzstabes Rosenberg im besetzten Gebiet nicht ohne Kenntnis und Mitwirkung des Chefs der Militärverwaltung in Frankreich als des einzig zuständigen und verantwortlichen Trägers der vollziehenden Gewalt vorgenommen werden dürften.

Der Nachfolger Künsbergs, Dr. Zeitschel, hatte mit dem Einsatzstab Rosenberg viele Kompetenzstreitigkeiten und Schwierigkeiten. Mit Vollmachten des Oberkommandos der Wehrmacht war Rosenbergs Einsatzstab gegenüber dem Ribbentropschen Sonderkommando natürlich im Vorteil. Im Oktober 1940 forderte der Leiter des Einsatzstabes in Frankreich, Hauptstellenleiter Ebert, von der Geheimen Feldpolizei, dafür zu sorgen, „daß die Beschlagnahme von Kulturgütern nur noch für den Einsatzstab Rosenberg und nicht mehr zugunsten anderer Stellen, etwa des Botschafters Abetz, erfolge, der auf diesem Gebiet immer noch tätig sei".

Der in Frankreich verbliebene Rest des Sonderkommandos Ribbentrop mußte schließlich seine Tätigkeit ganz einstellen. Verärgert über die Hintansetzung und über den Zwang, die so einbringliche Arbeit des Kunstraubs in Frankreich gänzlich einstellen zu müssen, beschwerte sich Legationsrat Dr. Zeitschel Ende Juli 1941 bei seinem Vorgesetzten in der deutschen Botschaft über die Behandlung des Sonderkommandos Ribbentrop und über das schlechte Benehmen des Konkurrenten, des Sonderstabs Rosenberg. Er erklärte, daß, als die Aktion der Beschlagnahme endgültig auf die Mitarbeiter des Sonderstabs Rosenberg überging „und diese, wie Sie sich erinnern werden, auf eine wenig taktvolle Weise für notwendig hielten, die seinerzeit der Botschaft noch unterstehenden Kisten mit Kunstgegenständen, die bei der Firma Schenker gelagert waren, durch die Geheime Feldpolizei beschlagnahmen zu lassen, ich in berechtigtem Zorn Herrn Botschafter Abetz persönlich vorgeschlagen habe, wenn der Stab Rosenberg schon in solch rücksichtsloser Weise die ganzen Sachen an sich risse, solle er auch gefälligst für die uns entstandenen Unkosten in vollem Umfang oder wenigstens teilweise aufkommen."

Rosenberg und sein Stab beherrschten nun endgültig das Feld in den besetzten westlichen Ländern. Sie plünderten hemmungslos, was und wo es ihnen gefiel. Der stellvertretende Stabsführer beim Einsatzstab Rosenberg, der DRK-Feldführer von Behr, forderte unter Bezugnahme auf den Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht von der Militärverwaltung in Frankreich schließlich auch „die Freigabe der in den Schlössern von Brissac, Chambord und Moyres befindlichen Kunstgegenstände". Diesem Wunsch wurde stattgegeben, und nun gingen sehr bald Transporte aus den Schlössern in den Louvre und in den Salle du Jeu de Paume in Paris. Als Leiter eines im Louvre eingerichteten Sekretariats des Einsatzstabes Rosenberg wurde der Kunsthistoriker Dr. Schiedlauski eingesetzt, der die Inventarisierung der nach Paris gebrachten und für den Abtransport nach Deutschland bestimmten Kunstgegenstände durchzuführen hatte. Was der Einsatzstab Rosenberg in Frankreich an Kunstgegenständen, Bibliotheken und anderen Kulturgütern raubte, übertraf bei weitem alle Beschlagnahme- und Raubaktionen, die von Ribbentrops Sonderkommando durchgeführt wurden.

Diese Tatsache aber befreit die anderen Organisationen zum Raub von Kunstschätzen nicht von ihrer Schuld. Wenn die eine Organisation auch mehr raubte als die andere, so trifft auf sie alle doch das Sprichwort zu: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!" Alle Sonderkommandos zum Raub der Kunstschätze und ihre Auftraggeber haben sich ebenso wie die zu ihrer Unterstützung so bereiten militärischen Chefs in den okkupierten Ländern der Verbrechen gegen die Haager Konvention und gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht.

Sein Name war Hase!

Hermann Göring sonnte sich in der Vollmacht seiner vielen Ämter und Funktionen. Als Vorsitzender des Ministerrats für die Reichsverteidigung konnte er allen Dienststellen von Partei, Staat und Armee Weisungen geben, und im Grunde genommen unterstand ihm damit jede wichtige Dienststelle. Oberbefehlshaber der Luftwaffe – nun, das brachte erhöhtes Gehalt und zusätzlich noch eine elegante Uniform ein, denn weisungsberechtigt war er ja ohnedies. Als Generalbevollmächtigter für den Vierjahrplan konnte Göring in irgendeiner seiner vielen Uniformen auftreten, er war auf jeden Fall der oberste Mann und Diktator in der Wirtschaft. Das brachte ungeheure Einnahmen. Und so wie der Wirtschaftsdiktator aus den Hermann-Göring-Werken riesige Summen zog, so sicherte er sich selbst aus den Kunstraubaktionen zunächst in Polen, dann aber mehr noch in Frankreich und in den okkupierten Ländern im Westen Europas riesige Mengen kostbarster Kunstwerke.

Beim Aussortieren der geraubten Kunstschätze beachtete der Herr Reichsmarschall im wesentlichen die festgelegten Spielregeln: Hitler hatte auf jeden Fall den Vorrang. Neben Hitler aber bin ich der erste Mann im Staate, dachte der dicke Göring. Zwar hatte er keine eigene Kunstrauborganisation, aber er ließ alle für sich arbeiten. Während Ribbentrop jedoch bei den durch seinen Sonderstab und in seinem Auftrag durchgeführten Beschlagnahmen möglichst unauffällig und ungenannt zu bleiben suchte, machte Hermann Göring gar keinen Hehl aus seinem Wunsch, recht viel für sich persönlich zu ergattern.

Einige Jahre später, vor dem Nürnberger Militärtribunal, erklärte Göring, daß der Befehl zum Kunstraub nicht von ihm erteilt worden sei.

„Ich kannte ihn nicht, es war ein Führerbefehl", sagte wehleidig der Ex-Reichsmarschall. „Erst als ich in Paris war, hörte ich davon und hörte auch, daß die Absicht bestand, daß diese Kunstgegenstände in der Hauptsache, soweit sie von galeriemäßigem Wert waren, dem Museum in Linz, das der Führer errichten wollte, zugeführt werden sollten. Ich persönlich, ich gestehe es offen, hatte ein Interesse daran, daß nicht alles nach Süddeutschland kommen sollte. Ich selbst habe vorher, schon längere Zeit vorher, beschlossen gehabt und dies auch dem Finanzminister mitgeteilt, daß ich nach dem Kriege oder zu irgendeinem sonstigen mir richtig erscheinenden Zeitpunkt diejenigen Kunstschätze, die ich bereits vor dem Kriege selbst besessen habe, sei es durch Erwerb, sei es durch Geschenk, sei es durch Erbschaft, als eine von mir zu stiftende Galerie dem deutschen Volke übergeben wollte. Und zwar war die Absicht von mir, diese Galerie nach ganz anderen Gesichtspunkten, wie sonst Museen errichtet wurden, aufzustellen. Die Pläne für den Auf- und Ausbau dieser Galerie, die als Anbau in dem großen Wald der Schorfheide, in Karinhall, erfolgen sollte und in der die Kunstgegenstände ihren verschiedenen Entstehungen und Jahrhunderten nach ausgestellt werden sollten, waren fertig und konnten nur wegen des Kriegsausbruchs nicht ausgeführt werden. Es sollte sich um Gemälde, Statuen, Gobelins und Kunstgewerbe der jeweils gleichen Epoche handeln, die zusammengestellt werden sollten. Ich sah nun die Dinge im ‚Salle du Jeu de Paume' und hörte, daß sie in der Hauptsache nach Linz gehen sollten; diejenigen, denen ein galeriemäßiger Wert nicht beigemessen wurde, sollten einer untergeordneten Bestimmung zugeführt werden. Da hat – ich gebe das auch offen zu – mich meine Sammlerleidenschaft sehr stark gefaßt, und ich habe gesagt: Wenn die Dinge beschlagnahmt sind und bleiben, möchte ich einen geringen Teil wenigstens erwerben, um sie somit in diese von mir zu errichtende norddeutsche Galerie einzufügen."

Diese Aussage Görings vor den Anklägern im Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher war eine Lüge. Als der Reichsmarschall Anfang November 1940 dem Chef der Militärverwaltung in Paris und dem Einsatzstab Rosenberg Anweisungen über die Aufteilung der beschlagnahmten Kunstwerke gab, gruppierte er den Raub ausdrücklich nach folgenden Gesichtspunkten:

1. diejenigen Kunstgegenstände, über deren weitere Verwendung sich der Führer das Bestimmungsrecht vorbehalten wird;
2. diejenigen Kunstgegenstände, die zur Vervollständigung der Sammlungen des Reichsmarschalls dienen;
3. diejenigen Kunstgegenstände und Bibliotheksbestände, deren Verwendung beim Aufbau der „Hohen Schule" und im Aufgabenbereich des Reichsleiters Rosenberg angebracht erscheinen;
4. diejenigen Kunstgegenstände, die geeignet sind, deutschen Museen zugeleitet zu werden,

werden unverzüglich durch den Einsatzstab Rosenberg ordnungsgemäß inventarisiert, verpackt und mit Unterstützung der Luftwaffe nach Deutschland gebracht.

Gegen den Abtransport der in Frankreich beschlagnahmten Kunstgegenstände erhob die Kollaboristenregierung des Marschalls Pétain beim deutschen Militärbefehlshaber in Paris Einspruch. Das aber störte Göring nicht, er nahm überhaupt keine Notiz davon. Er reiste zur Regelung des Abtransports der geraubten Kunstschätze höchst persönlich nach Paris. Er besichtigte mit Herrn Hofer, dem Leiter seiner Privatgalerie, die im Ausstellungsgelände Salle du Jeu de Paume ausgestellten, vom Einsatzstab Rosenberg dort gesammelten geraubten Kostbarkeiten. Als er all die Gemälde von Rubens und Vermeer van Delft, von Boucher, Fragonard, Bonnard, van Gogh und viele andere zur Weltkunst gehörende Kunstwerke vor sich sah, konnte Göring es gar nicht erwarten, seinen Teil davon abzuziehen.

„Der höchste Jurist im Staate bin ich!"

Um ja keine Zeit zu verlieren und um anderen Dispositionen zuvorzukommen, legte er schnellstens handschriftlich fest – wobei er klug genug war, das Vorrecht des Führers für Linz anzuerkennen –, wie das kostbare Raubgut aufzuteilen sei. Er bestimmte:

1. Alle H. gezeichneten Bilder für Führer (eine Kiste A. H. für mich)
2. Alle G. gezeichneten für mich, außerdem was nicht gezeichnet ist und die Kiste A. H.
3. Alle schwarzen Sonderkisten (Rotschild) sind für den Führer bestimmt (dazu Schlüssel Schwarze Kisten!!)
   Meine Sachen
   Bilder – Möbel – Silber – Gobelins
   kommen in meine Räume.
   Versuchen, für 8 Tage einen Raum zu bekommen, wo die Führersachen aufbewahrt werden können, bis Abruf erfolgt.
   11. Febr. 1941.

Hofer erwies sich als gerissener Berater für den Reichsmarschall. Während er empfahl, Hitler das „Porträt der Helene Fourment" von Rubens, das „Porträt der Madame Pompadour" von Boucher, „Der Astronom" von Vermeer van Delft und ein Gemälde von Fragonard „Auktion unter schattigem Laubwerk" (Une Vente Publique sous les Ombrages) zu geben, suchte er für den Reichsmarschall nicht weniger wertvolle Gemälde aus. Dazu gehörten „Das Mädchen mit Buddha" von Fragonard, „La Table de Travail" von Bonnard, aus dem Atelier de Velasquez' „Das Porträt der Infantin Margarete-Theresa" und „Le Pont de Langlois à Arles" von van Gogh.

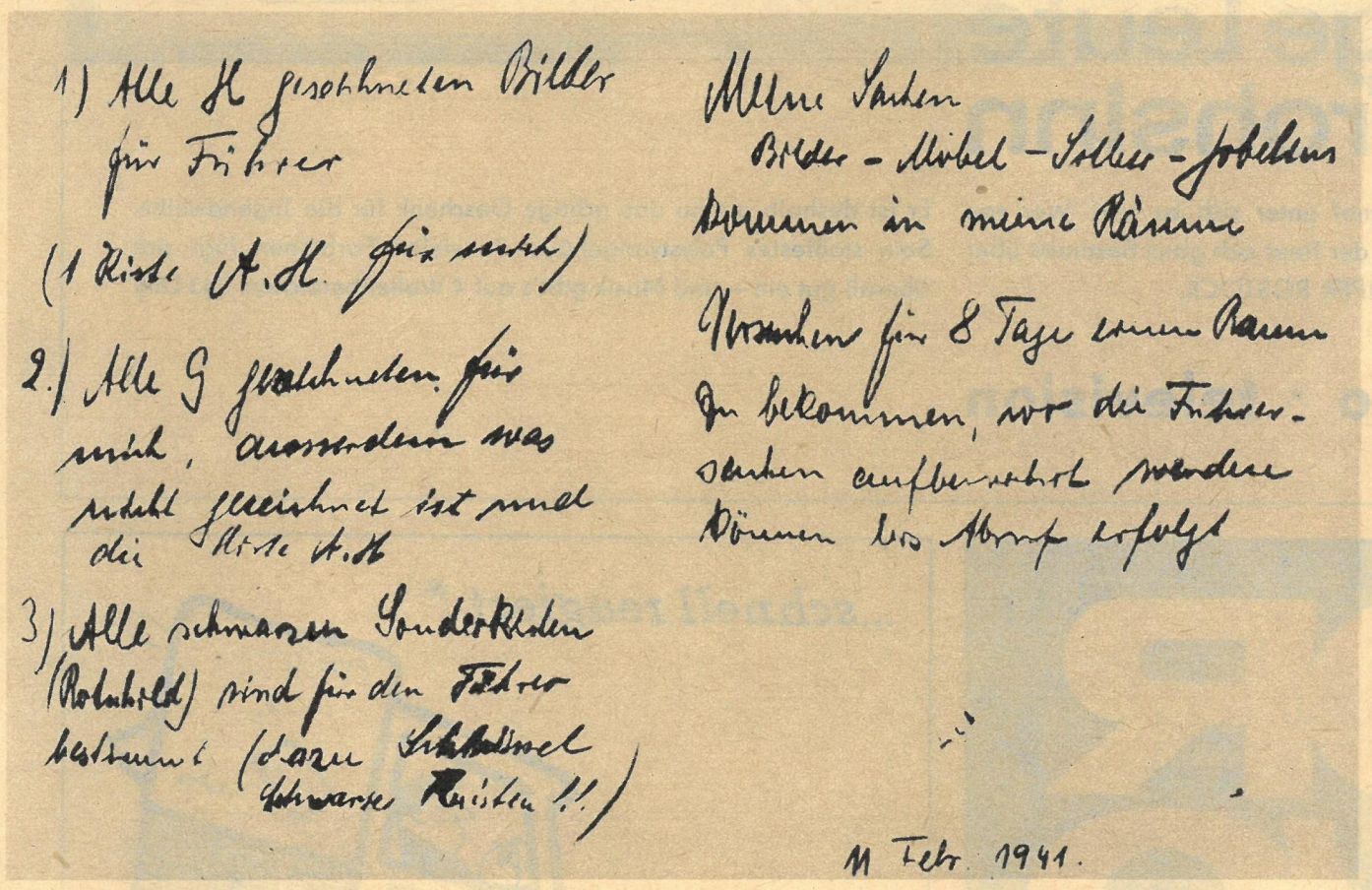
Dr. Bunjes, Sachbearbeiter in Kunstfragen beim deutschen Militärbefehlshaber in Paris, der bei der Aufteilung der Kunstwerke im Salle du Jeu de Paumé anwesend war, berichtete, er habe bei dieser Begegnung unter vier Augen den Herrn Reichsmarschall noch einmal darauf aufmerksam gemacht, daß eine Protestnote der französischen Regierung gegen die Tätigkeit des Einsatzstabes Rosenberg vorläge. Wie Dr. Bunjes weiter berichtete, ließ sich Göring „darauf eingehend informieren und traf folgende Anordnung: ‚Maßgeblich sind meine Befehle. Sie handeln unmittelbar nach meinen Befehlen! Die im Jeu de Paume zusammengetragenen Kunstgegenstände werden auf Befehl des Reichsmarschalls sofort in einen Sonderzug verladen und nach Deutschland gebracht. Diejenigen Kunstgegenstände, die in den Besitz des Führers übergehen sollen, und diejenigen Kunstgegenstände, die der Reichsmarschall für sich beansprucht, werden in zwei Eisenbahnwagen verladen, die dem Sonderzug des Reichsmarschalls angehängt und bei dessen Abreise nach Deutschland – Anfang nächster Woche – nach Berlin mitgenommen werden.' Auf meinen Einwand, daß die Juristen wahrscheinlich anderer Meinung sein würden, antwortete Herr Reichsmarschall wörtlich: ‚Lieber Bunjes, das lassen Sie meine Sorge sein, der höchste Jurist im Staate bin ich!'"

„Ich gedenke zu plündern!"

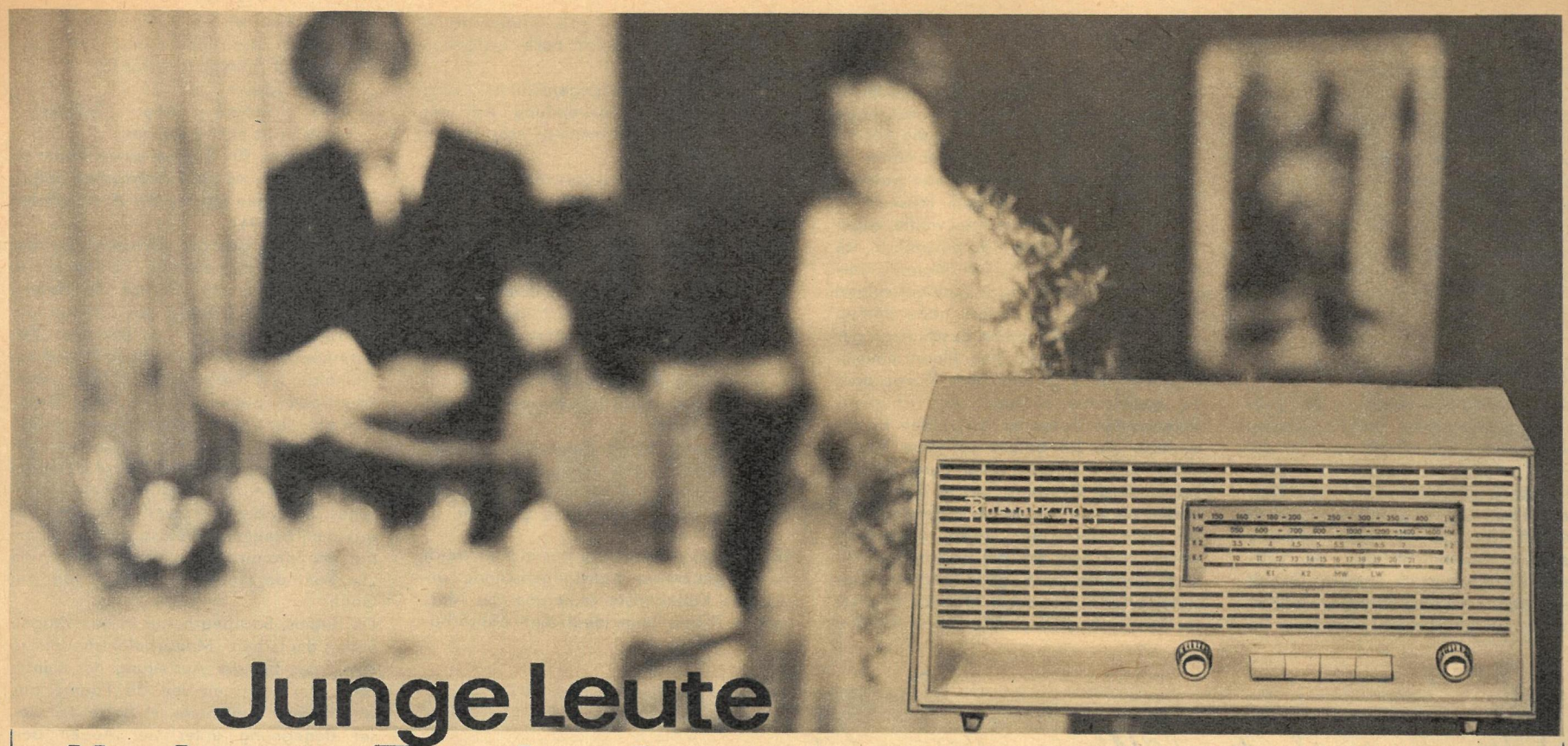
Wie der „höchste Jurist" das Recht und die Moral der in Hitlerdeutschland höchste Würden bekleidenden Nazis auffaßte, geht eindeutig aus einer Bemerkung hervor, die Göring auf einer Konferenz der Reichskommissare für die besetzten Gebiete und der Vertreter der Heeresleitung im August 1942 machte. „Ich gedenke zu plündern", erklärte er mit aller Offenheit und fügte als Anleitung für seine Komplicen hinzu: „Sie müssen geradezu wie ein Schweißhund hinterher sein, wo noch etwas ist ... Sie sind weiß Gott nicht hingeschickt, um für das Wohl und Wehe der Ihnen anvertrauten Völker zu arbeiten, sondern um das Äußerste herauszuholen."

Und das tat Göring in allen besetzten Gebieten ausgiebig. „Geradezu wie ein Schweißhund" lechzte er vor allem nach den großen Sammlungen der verschiedenen Familien Rothschild in Frankreich. Natürlich war er nicht der einzige, der von den Sammlungen und ihrem großen Wert wußte. Auch die Vichy-Regierung kannte sie und versuchte, den reichen Kunstbesitz der Rothschilds für Frankreich zu retten. Die Familien waren zwar rechtzeitig ins Ausland geflohen, aber die Kunstsammlungen konnten sie nicht mitnehmen. Die französische Regierung bürgerte die Rothschilds und andere emigrierte reiche jüdische Familien aus und enteignete deren Vermögen zugunsten des französischen

Fortsetzung Seite 15



Handschriftliche Notizen Görings über die Aufteilung des Raubgutes aus Frankreich.
Faksimile aus: „Die Dame mit dem Hermelin", Henschelverlag



Junge Leute lieben Frohsinn

und haben den Wunsch, auch mal unter sich zu sein. Wer von ihnen ein eignes Zimmer besitzt, der freut sich ganz bestimmt über den leistungsfähigen KLEINSTSUPER ROSTOCK.

Er ist deshalb genau das richtige Geschenk für die Jugendweihe. Sein stoßfestes Polystyrolgehäuse in vielen Farbtönen fügt sich überall gut ein – und Musik gibt's auf 4 Wellenbereichen. 243 DM.

RFT radio · television

ORWO

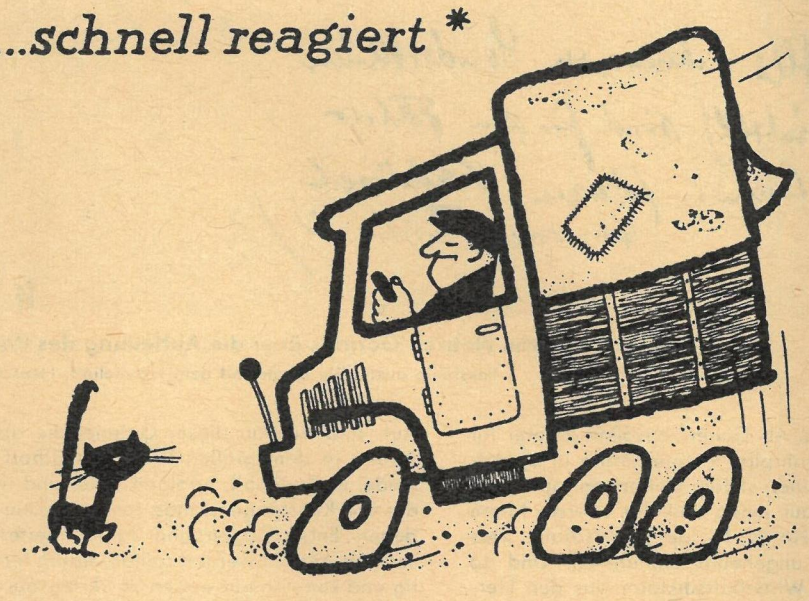
55 JAHRE FILM

ORIGINAL WOLFEN

Ein Zeugnis schöpferischer Tradition

VEB FILMFABRIK WOLFEN

*...schnell reagiert **



* durch das alkoholfreie Kraftfahrergetränk

ORANGEN-PERLE

mit Kohlensäure

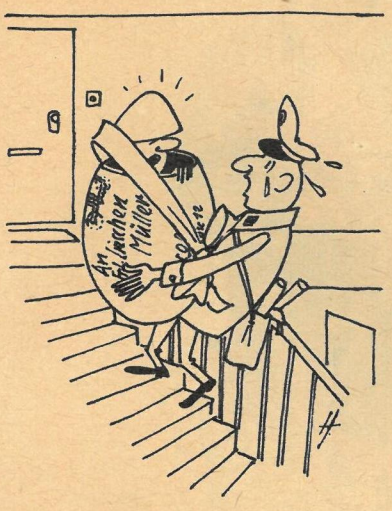
oder eines unserer übrigen alkoholfreien Erfrischungsgetränke

Apfelsaft · Traubensaft
Süßmost · Tomatensaft

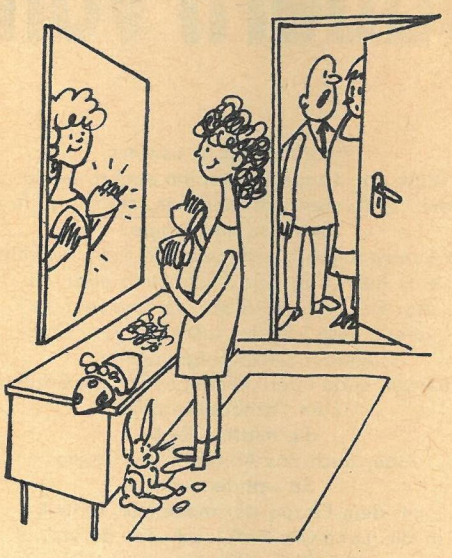
Alle diese Erzeugnisse werden aus besten, naturreinen Rohstoffen hergestellt. Sie sind vitaminreich, gesund und erfrischend.

VEB (K) Lausitzer FRÜCHTEKOMBINAT

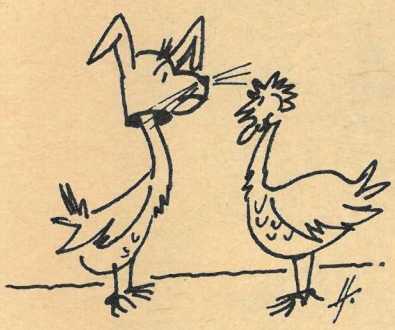
SOHLAND (SPREE) · FERNRUF: SAMMELNUMMER 481



„Beeilen Sie sich schon!
Sie ist nur vormittags zu Hause!"



„Von wegen
und sie glaubt noch an den Osterhasen!
Kläre sie lieber auf!"



„Und so glaubst du,
die Konkurrenz auszuschalten?!"

Heinz Hendrich

DAS EI DES KOLUMBUS

Fortsetzung von Seite 13

Staates. Damit wurden die enteigneten privaten Kunstsammlungen Staatsbesitz.

Das aber interessierte den Einsatzstab Rosenberg nicht im geringsten. Er beschlagnahmte dieses französische Staatseigentum. Als treuer und ergebener Schüler Hitlers und des „höchsten Juristen" erließ der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Keitel, am 17. September 1940 einen Befehl an die Militärverwaltung im besetzten Frankreich, wonach bei den Beschlagnahmeaktionen des Einsatzstabes Rosenberg der Besitzstand „vor dem Kriege, in Frankreich vor der Kriegserklärung am 1. September 1939" maßgebend sei. „Nach diesem Stichtag vollzogene Übereignungen an den französischen Staat oder dergleichen sind gegenstandslos und rechtsunwirksam (zum Beispiel polnische und slowakische Bibliotheken in Paris, Bestände des Palais Rothschild oder sonstiger herrenloser, jüdischer Besitz). Vorbehalte bezüglich der Durchsuchung, Beschlagnahme und des Abtransports nach Deutschland auf Grund solcher Einwände werden nicht anerkannt."

Rosenberg und die Leute seines Einsatzstabes ließen sich weder durch Vorbehalte noch Einwände der Vichy-Regierung an ihren Raubaktionen hindern. Doch Rosenberg dauerte es viel zu lange, bis die Sammlungen der Rothschilds alle gefunden und beschlagnahmt wurden. Er war verärgert, daß die Juden in Frankreich und die französische Regierung seinen Sonderstab nicht besser aufgenommen und ihm die Kunstschätze zugetragen hatten. „Es hat eine Zeitlang gedauert", klagte er im September 1940 in einem Schreiben an den Reichsschatzmeister der NSDAP, Reichsleiter Schwarz, „bis wir nach und nach auf die verschiedenen Schätze stießen und auch feststellen konnten, daß vieles aus Paris in andere Städte verschleppt worden war. So werden die Rothschildschen Reichtümer von uns nicht nur in Paris, sondern auch in verschiedenen anderen Schlössern der Rothschilds, wie in Bordeaux, Deauville usw., sichergestellt. Juristische Bedenken, die geltend gemacht wurden, habe ich mit dem Führer besprochen, und er hat daraufhin einen neuen Befehl des Chefs des OKW veranlaßt. Zusammen mit vielen wissenschaftlichen Beständen sind bei den Rothschilds in Kisten verpackt noch viele äußerst wertvolle Kunstgegenstände gefunden worden, die auf diese Weise gesichert werden. Sie sehen also", versicherte Rosenberg schließlich, „daß hier eine sehr eifrige Arbeit vor sich geht, die jetzige Zeit auszunutzen, denn eine derartige Gelegenheit kommt wohl kaum jemals wieder."

Um diese „nie wiederkehrende günstige Gelegenheit" rücksichtslos zu nützen, dachten sich Rosenberg und sein Einsatzstab ständig neue Methoden für ihre Raubzüge aus. Die dabei angewandten Mittel wurden immer härter und rigoroser. Es bildete sich eine Gruppe der bewährtesten Mitarbeiter, die Rosenberg schließlich zu einer besonderen Abteilung seines Einsatzstabes, zum Sonderstab Bildende Kunst, zusammenschloß.

Der Einsatzstab Rosenberg und sein Sonderstab Bildende Kunst erfüllten die Anweisungen ihrer Auftraggeber auf das genaueste. Sie suchten in den besetzten französischen Gebieten tatsächlich jeden Winkel durch, der ihnen verdächtig schien, und sie waren „wie Schweißhunde" überall auf der Suche nach den in den verschiedensten Depots untergebrachten Kunstwerken aus den Sammlungen der Rothschilds. Das Auffinden war nicht leicht. Oftmals mußten Spitzel und Denunzianten gut bezahlt werden, und die Gestapo wandte alle ihre Terror- und Foltermethoden gegen diejenigen an, von denen sie glaubte, Auskünfte erhalten zu können.

Die Suche nach den Rothschildschen Sammlungen zog sich so lange hin, daß Göring ungeduldig wurde und neue Spezialaktionen zur Auffindung der Kunstwerke befahl.

Fortsetzung folgt

DING MIT PFIFF (27): Fallschirmspringer von unten gesehen. Je einen Buchpreis erhielten: Irmgard Bednarz, Meißen, Brauhausstraße 20; Brunhilde Bürger, Sonneberg II, Grüner Weg 7; F. Gentzsch, Pegau Bezirk Leipzig, Dr.-Külz-Straße 15.

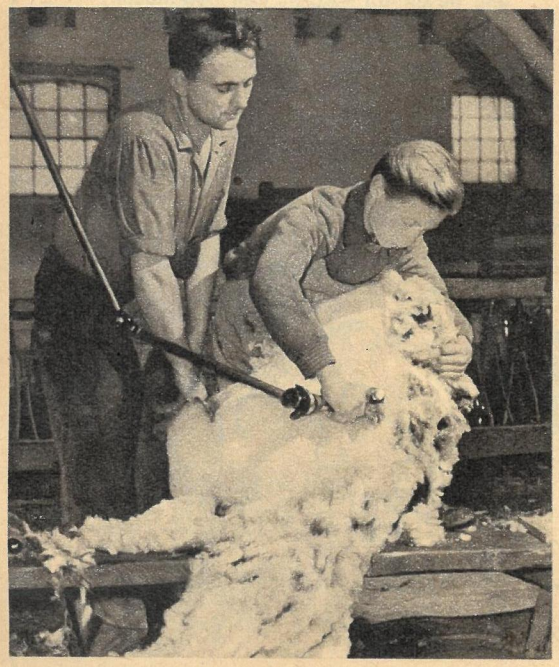
LÖSUNG DES KREUZWORTRÄTSELS AUS NUMMER 12

Waagerecht: 1. Guantanamo, 9. Ambulanz, 16. Arno, 17. Poro, 18. Area, 19. Alai, 20. Lake, 21. Standgeld, 23. Renn, 24. Ale, 25. Die, 26. Taiga, 28. San, 29. Dis, 30. Hero, 31. Pair, 33. Talon, 36. Baum, 37. Shaw, 38. Bob, 40. Eton, 41. Narr, 42. Pyramide, 44. Ras, 45. Metz, 46. Isere, 48. Asir, 49. Buch, 50. Rue, 51. Fron, 52. Lack, 53. Biber, 55. Yuan, 57. Tank, 58. Ali, 59. Bart, 60. Luna, 61. Basis, 63. Hort, 64. Met, 66. Apotheke, 68. Rand, 69. Fach, 70. Gin, 71. Aral, 72. Neun, 73. Senke, 74. Bund, 75. Hans, 76. Eos, 77. Ala, 80. Ebert, 82. Nil, 83. Laa, 85. Nora, 87. Amiranten, 89. Rast, 90. Gral, 91. Lied, 92. Euwe, 93. Usti, 94. Eisleben, 95. Ornamentik. – Senkrecht: 1. Galanterie, 2. Ural, 3. Anke, 4. Noe, 5. Apsis, 6. Note, 7. Ara, 8. Monteur, 9. Areg, 10. Melaphyr, 11. Bad, 12. Lar, 13. Ales, 14. Nana, 15. Zinnober, 18. Agio, 22. Darm, 25. DIN, 27. Siwa, 29. Don, 30. Harz, 32. Aare, 34. Ata, 35. Los, 36. Bath, 37. Speer, 38. Bison, 39. Odin, 41. Neck, 43. Marat, 45. Muck, 46. Irbis, 47. Sue, 49. Banat, 51. Furt, 52. Lanon, 53. Basel, 54. Ili, 55. Yard, 56. Mathematik, 57. Tupi, 59. Bonn, 60. Lagrange, 61. Bern, 62. Akademie, 63. Haus, 64. Man, 65. Eck, 67. Haut, 68. Rentner, 69. Fes, 72. Nara, 73. Sol, 75. Herd, 76. Einem, 78. Lori, 79. Aras, 81. Bien, 82. Newa, 83. Last, 84. Asti, 86. All, 87. Alb, 88. Tun, 89. Run.

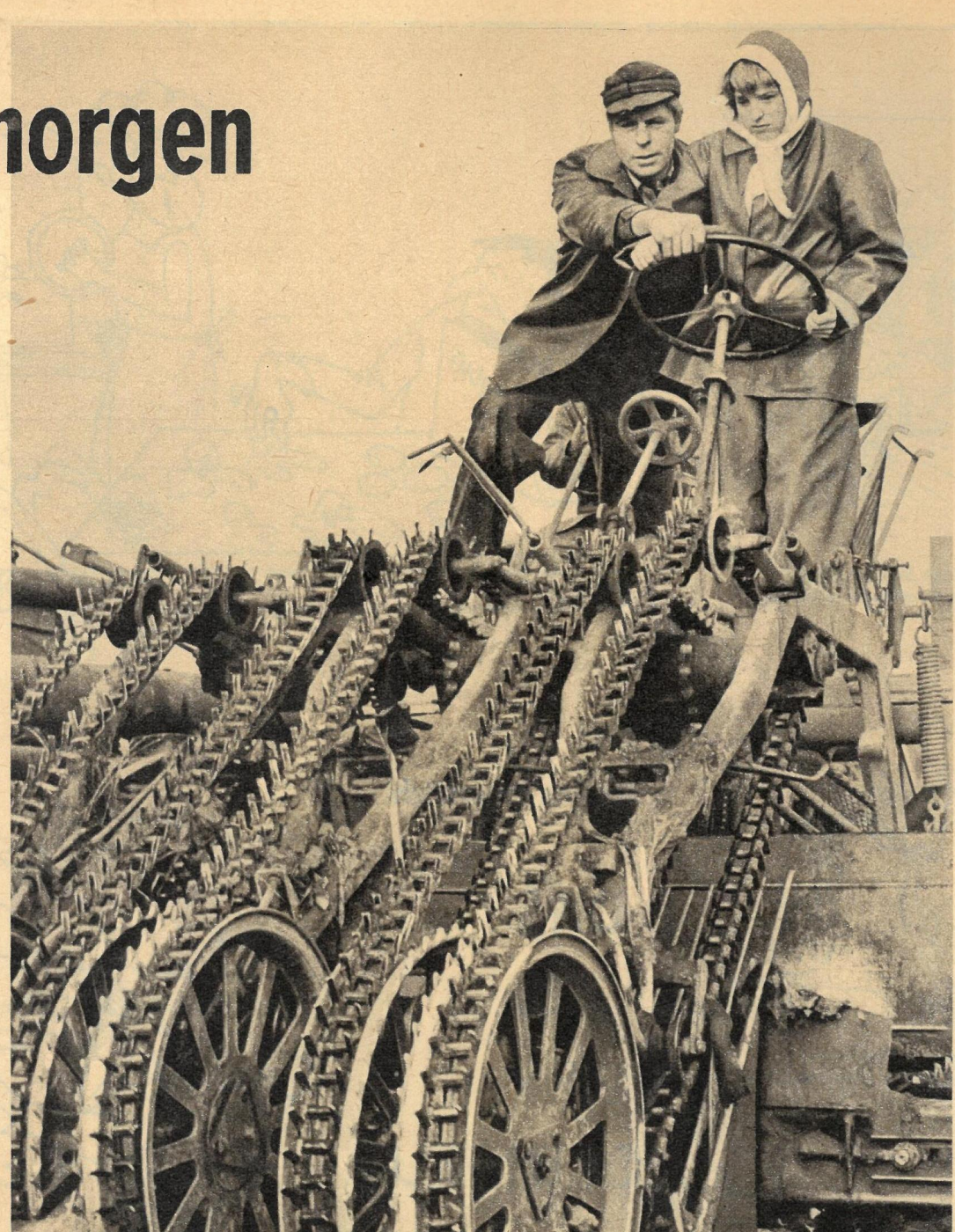
DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862
VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

Bauern von morgen

Aller Anfang ist schwer!
Walburga Langer scheut ihn ebenso wenig
wie die 140 Jungen und Mädchen, die mit ihr in der
Betriebsberufsschule
für Landwirtschaft in Jürgenstorf, Kreis Malchin,
eine hervorragende Ausbildung erfahren.
Am Steuer einer Rübenkombine wird sie
vorerst noch von der sachkundigen Hand
Werner Oldenburgs geleitet.
Aber am Ende ihrer Lehrzeit haben die Schüler
ihren Facharbeiterbrief,
die mittlere Reife
oder auch das Abitur in der Tasche.
So wandelte sich
mit dem Einzug der modernen Technik
in die Landwirtschaft auch das Berufsbild
unserer zukünftigen Bäuerinnen und Bauern.



Es sieht leichter aus, als es getan ist, aber wie
bei allen Dingen macht erst die Übung den Meister.
Werner Lachmann, zur Zeit noch der einzige
Schäferlehrling der BBS,
versucht sich
an der Schur eines Schafes.
Für die Schüler dieser landwirtschaftlichen
Berufsschule, die ihre Lehrzeit im Güterkombinat,
das 1957 aus den drei Volksgütern Jürgenstorf,
Rottmannshagen und Kittendorf gebildet wurde,
absolvieren, bieten sich vielfältige Perspektiven.
Sie können Diplom-Landwirte,
Fachlehrer oder – nach entsprechendem Studium –
Tierärzte werden.



Fotos Martin Schmidt

Man kommt aus dem Staunen nicht heraus,
wenn man sich in der Betriebsberufsschule
für Landwirtschaft umsieht.
Neben vielem anderen unterscheidet sich auch
der Chemieraum in nichts von den
Ausbildungsstätten moderner Industriebetriebe.
Die Betriebsberufsschule in Jürgenstorf,
Kreis Malchin, ist eine von vielen
in unserer Republik,
in der er heranwächst,
der Nachwuchs unserer
modernen sozialistischen Landwirtschaft.

3 000 Hühner gackern über ihre täglichen Eierprodukte.
Da gibt es für die Schüler viel zu lernen.
Gisela Kazmierczak (links stehend)
hat ihre Lehrzeit bereits hinter sich,
ist nun Lehrausbilder
und gibt ihr Wissen über die Fallnestkontrolle
an die Jüngeren weiter.
Renate Kirsch (links knieend),
hat als zukünftige Geflügelzüchterin
auch noch ein anderes Hobby: Das Reiten.
Deshalb schloß sie sich
dem neuen Reitzirkel der BBS an.

...und Ihre Meinung?

ABSCHLUSS
DER ZB-DISKUSSION ZU
„SCHÜLERFRAGEN"

„WAS WIRST DU, WENN DU WAS WIRST?"

Ein reges Echo löste unser Beitrag „Was wirst Du, wenn Du was wirst?" (Heft 49 1963) aus. Lesermeinungen, -fragen und -vorschläge zum Thema Berufswahl – Berufsberatung erschienen auf den Diskussionsseiten in den Ausgaben 3 und 6 dieses Jahres. „Zeit im Bild" bat PROFESSOR DR. HANS KAISER, Stellvertreter des Ministers für Volksbildung, verantwortlich für das Gebiet Berufsbildung, um eine abschließende Stellungnahme, die wir nachstehend veröffentlichen. (Hervorhebungen und Zwischentitel von der Redaktion).

Wie findet man den richtigen Beruf?

Der Weg zum Beruf – darin sind wir uns mit den meisten Teilnehmern der zb-Diskussion völlig einig – sollte über eine längere Erziehungs- und Überzeugungsarbeit führen, also ein pädagogischer Prozeß sein. In seinem Ergebnis wird dann ein Berufswunsch entstehen, der sowohl den Neigungen, Kenntnissen und Fähigkeiten des jungen Menschen entspricht als auch mit den volkswirtschaftlichen Erfordernissen übereinstimmt. Beides muß ja berücksichtigt werden. Es gibt bei uns keine Pflicht, einen bestimmten Beruf zu erlernen, aber ob sich der Wunsch des einzelnen verwirklichen läßt, hängt von volkswirtschaftlichen Gegebenheiten ab. Für das Leben und den Wohlstand unserer Bevölkerung ist der richtige Einsatz neuer Arbeitskräfte erforderlich. Vordringlich sind die führenden Wirtschaftszweige, wie z. B. die chemische Industrie, die Betriebe der Metallurgie oder die Landwirtschaft, zu berücksichtigen. Aus diesen Überlegungen resultieren die Festlegungen für die Zahl der Lehrstellen in einem bestimmten Ort, Kreis usw. Das ist keine Frage des Wollens oder Nichtwollens, sondern einfach eine Voraussetzung für die richtige Verteilung der Arbeitskräfte. Diese Planung berücksichtigt auch die persönlichen Interessen; mit ihr ist die Sicherheit des Arbeitsplatzes gewährleistet.

Oft ist es so – auch dafür brachte die Diskussion genügend Beispiele –, daß Eltern oder Bekannte im guten Willen, ihren Kindern das Beste zu empfehlen, nicht immer gute Ratgeber sind. Bei der Liste von über 600 Ausbildungsberufen können sie nicht immer ausreichend über den Inhalt und die Perspektiven der verschiedenen Berufe informiert sein. Unreale Berufswünsche lassen sich dann nicht konfliktlos ändern. Es genügt also nicht, sich nur kurz vor Abschluß der Schulzeit an die Jugendlichen wegen ihres künftigen Berufes zu wenden.

Systematische Beratung statt Kampagne

Was ist zu tun, um den oft noch kampagneartigen Charakter der Berufsorientierung in den 8. und 10. Klassen zu überwinden, ein System durchdachter Maßnahmen an unseren Schulen zu erreichen und dabei die enge Zusammenarbeit mit allen Verantwortlichen der Wirtschaftsorgane, Betriebe und gesellschaftlichen Organisationen zu entwickeln?

● Eltern, Schüler und Lehrer müssen Material bekommen, das ihnen hilft, die Berufsaussichten, die Berufsbilder, die Ausbildungsbetriebe, den Weg zum Lehrvertrag usw. kennenzulernen. Gegenwärtig erarbeiten bzw. überarbeiten die Wirtschaftsorgane über 200 der wichtigsten Berufsbilder, die als Katalog zur Erleichterung der Berufsaufklärung herausgegeben werden.
Die Berufsbilder sollten in den Kreisen und Orten durch Angaben über die Ausbildungsbetriebe, ihren Arbeitskräftebedarf in den nächsten Jahren, die Verdienstmöglichkeiten usw. ergänzt werden. In den Bezirken Dresden und Suhl sowie in vielen Kreisen gibt es bereits solche aussagekräftige Schriften, und in allen Bezirken wird gegenwärtig ähnliches Material zusammengestellt.

● Weiter ist nötig, daß die Ämter für Arbeit und Berufsberatung auf dieser Grundlage wirklich eine Beratungsfunktion ausüben, das heißt anschaulich zeigen, beweisen und nicht nur Stellen verteilen.

● Von den Lehrern erwarten wir, daß sie ihren Schülern besser als bisher helfen, den richtigen Lebensberuf zu finden. Besondere Bedeutung kommt dabei dem Unterrichtstag in der Produktion zu. Eine wichtige Forderung an die Betriebe und LPG ist, den Unterricht in der Produktion so zu gestalten, daß besonders durch die Kenntnis der modernen Technik und Technologie sowie der Perspektive der Wirtschaftszweige das Interesse für wichtige Berufe geweckt und gefördert wird. Auch die Eltern sollten Gelegenheit haben, den polytechnischen Unterricht ihrer Kinder zu besuchen.

Antwort auf Leserfragen

Wo eine unzureichende Berufsaufklärung erfolgt, dort kommt es zu berechtigten Fragen, wie sie u. a. von L. Risse (zb Nr. 3/1964) gestellt wurden.

● Inhalt dieser und anderer Zuschriften ist, daß die Fähigkeiten und Leistungen des einzelnen darüber entscheiden, ob er diesen oder jenen Beruf ergreifen kann. Jedem Schüler ist es selbst in die Hand gegeben, sich seinen Weg in den Beruf zu ebnen. Auch bei der Zulassung zum Studium geben die Leistungen des Abiturienten den Ausschlag.

● Auf der anderen Seite entscheidet der volkswirtschaftliche Bedarf über die Anzahl der Ausbildungsplätze. Stark überfragte Berufe sind zum Beispiel Rundfunkmechaniker, Säuglingspflegerin, Studioassistent, Kfz.-Schlosser, Außenhandelskaufmann und Schneider. Bei ihnen kommen auf einen Ausbildungsplatz drei bis sieben Bewerber. Andere dringend notwendige Berufe stehen im umgekehrten Verhältnis dazu, wie beispielsweise Zerspaner, Dreher, Fräser, Mechaniker, Schlosserberufe, Bauberufe, Berufe im Maschinenbau, die landwirtschaftlichen Berufe und auch Handwerksberufe. Über die jeweilige Situation können die Ämter für Arbeit und Berufsberatung in den Kreisen und Bezirken am besten Auskunft geben. Deswegen sollten Fragen dieser Art an sie gerichtet werden, um Zeitverluste zu vermeiden.

● Es wurde gefragt, ob die Ausbildung nur im eigenen Kreis oder Bezirk möglich ist. Im allgemeinen wollen die Schüler von sich aus im Heimatkreis bzw. -bezirk einen Beruf erlernen. Auch die Betriebe bevorzugen Schüler, die in der Umgebung wohnen und nach der Lehrzeit im Betrieb bleiben. Selbstverständlich muß man Schülern, bei denen eine besondere Neigung, aber auch die entsprechenden Fähigkeiten für einen bestimmten Beruf vorliegen, behilflich sein, über das Heimatgebiet hinaus einen entsprechenden Ausbildungsplatz zu finden. Voraussetzung ist dabei allerdings, ob Wohnmöglichkeiten bestehen.

● Es werden zuwenig Krankenschwestern ausgebildet, wurde in der Diskussion gesagt. Die Praxis zeigt, daß bedeutend mehr Mädchen Säuglingspflegerin als Krankenschwester werden wollen. In Berlin haben sich zum Beispiel für 112 Ausbildungsplätze als Krankenschwester nur 70 Schülerinnen beworben, dagegen für 51 Plätze als Säuglingspflegerin 157 Schülerinnen.

● Natürlich werden nicht alle einmal leitende Stellen bekleiden können; aber nicht richtig ist die Feststellung von **H. Grünewald,** daß „ein Großteil der Beschäftigten sich abfinden muß, nur Hand und nicht Kopf zu sein". Das Neue in der Berufsausbildung wird nicht sofort in völlig neuen Tätigkeiten sichtbar, sondern in höheren Anforderungen an das Denken, an technisch-ökonomische Kenntnisse, die vielleicht heute noch nicht voll zur Anwendung kommen, aber bereits morgen oder übermorgen notwendig sind. Solche Kenntnisse müssen jetzt erworben werden, damit man in fünf oder zehn Jahren mit ihnen arbeiten kann.

Berufsaufklärung ab 6. Schuljahr

Zusammengefaßt: Wir konzentrieren uns gegenwärtig darauf, eine wirksame Berufsaufklärung und -orientierung zu erreichen, die, zunächst mit der 6. Klasse beginnend, die Schüler bis zum Schulabschluß systematisch erfaßt und betreut. Es gilt, noch manche Hürde zu nehmen, um die geeignetsten Formen und Methoden zu entwickeln. Die Diskussionsbeiträge „Cottbuser Erfahrungen und Hinweise" (zb Nr. 6/1964), „Die Wahrheit steckt in Einzelwahrheiten" und „Lehre von der Lehre" (zb Nr. 3/1964) zeigen dabei gute Wege.

Mädchen aus Nordsardinien in ihrer einfachen Tracht.

In der Heimat Antonio

Gramscis

In dieser reizvollen Landschaft wuchs einer der größten Söhne Italiens auf.

Ganz zu Unrecht ist der Gründer der Kommunistischen Partei Italiens, Antonio Gramsci, außerhalb der Landesgrenzen nur wenig bekannt. Seine Schriften haben im Ausland nur wenige gelesen, obwohl zum Beispiel seine „Süditalienische Frage", wie Togliatti in einer Gedenkrede in Turin sagte, „in embryonaler Form eine Neuorientierung des Studiums der italienischen Geschichte enthält". Tatsächlich kann man auch gegenwärtig die Probleme Italiens, die Frage des Gegensatzes zwischen dem hochindustrialisierten Norden und dem unterentwickelten Süden, nicht restlos begreifen, wenn man nicht Gramscis Ansichten dazu kennengelernt hat.

Der erste Marxist-Leninist Italiens, Antonio Gramsci, wurde in Ales geboren, einem kleinen Städtchen in Sardinien, der zweitgrößten Insel des Mittelmeeres. Interessant ist seine Familiengeschichte. In einem der „Briefe aus dem Kerker" (Dietz Verlag, Berlin) schreibt Gramsci, sein Vater sei albanischer Herkunft, und seine Familie flüchtete während des Krieges von 1821 oder danach aus Albanien und italienisierte sich rasch. Etwa 25 Kilometer südöstlich der mittelalbanischen Stadt Elbasan gibt es einen Ort namens Gramshi. (Sh ist im Albanischen das gleiche wie sc im Italienischen und sch im Deutschen.) Es ist also nicht ausgeschlossen, daß Gramscis Familie aus diesem Ort stammt. Aus seinen Kerkerbriefen wissen wir, wie eng er mit seiner Heimat Sardinien verbunden war und daß die Erlebnisse seiner Jugendjahre unter anderem maßgeblich mit dazu beigetragen haben, den Problemen des Südens so große Aufmerksamkeit zu schenken. „Was er hier in Sardinien gesehen, beobachtet und gelitten hatte", sagte Togliatti in der bereits erwähnten Rede, „wurde zum Grundelement der Ausbildung seines politischen Denkens, zum entscheidenden Ansporn für die Entfaltung seiner praktischen Tätigkeit als Führer der Arbeiterklasse und der italienischen Werktätigen."

Im Geburtsort Gramscis

Ich bin im Begriff, Sardinien zu verlassen. Am Morgen fuhr ich aus Cagliari weg und möchte am Abend in Olbia sein, von wo die Seereise nach Civitavecchia, der kleinen Hafenstadt am italienischen Kontinent, beginnen soll. Ich habe mir aber als zb-Korrespondent vorgenommen, wenigstens einige Orte aufzusuchen, die mit Antonio Gramsci in Verbindung stehen. Bei Sardara biege ich von der Hauptstraße, die weiter nach Oristano führt, rechts ab und erreiche auf teilweise schlechter Wegstrecke Ales, den Geburtsort Antonio Gramscis. Als ich einen Mann bitte, mir zu sagen, wo ich das Geburtshaus finden kann, weist er mir den Weg. Es ist ein kleines einstöckiges Häuschen, in dem sich jetzt eine Erfrischungsbar befindet. Ein Schild ist zu sehen, auf dem steht, daß es zehn Jahre nach dem Ende des Martyriums Gramscis, im Jahre 1947, angebracht wurde. Mussolini ließ Gramsci, der von schwächlicher Konstitution war, im Kerker zugrunde gehen. Krank und unter qualvollen Leiden, meist in Einzelhaft, war Gramsci fast zehn Jahre in Haft. Als er unter dem Druck der Weltöffentlichkeit in eine Heilanstalt gebracht wurde, war es bereits zu spät. Tragischerweise starb Gramsci drei Tage nach Ablauf seiner Haftzeit am 27. April 1937.

Meine nächste Station ist Santa Lussurgiu. Hier ging Gramsci ins Gymnasium. Ich hatte das Schulgebäude bald gefunden und stellte das Auto ab, da kommt mir ein Pfarrer entgegen. Er spricht mich in deutscher Sprache an, was in Sardinien schon verwunderlich genug ist, noch mehr aber setzt es mich in Erstaunen, daß der Priester im Dialekt meiner Heimatstadt Wien spricht. Er hat die Wiener Nummer an meinem Wagen erkannt. Was ich ausgerechnet vor dem Gymnasium wolle, fragt er freundlich. Ich will nicht gleich mit der Sprache heraus und stelle eine Gegenfrage, woher er so gut den Wiener Dialekt kenne. „Meine Mutter war Wienerin", meint er. Nun muß ich doch sagen, weshalb ich hier bin. Für einen Moment verdüstert sich die Miene des Geistlichen, ich würde sicher verstehen, meint er, daß er kein Freund Gramscis sei. Dennoch führt er mich durch das ganze Gymnasium. Vieles ist neu, es wurde erweitert, es gibt Sportplätze und Aufenthaltsräume. Es sind schon viele Jahre vergangen, seit Gramsci hier studierte, aber doch gibt es manche Räume, die noch so sind wie damals.

Bei den Schwestern Gramscis

Als ich dann die Straße zurück nach Abbasanta fahre, überlege ich, daß dies die Straße ist, die Gramsci so oft zu Fuß ging, um zum Haus seiner Familie, nach Ghilarza, zu kommen. Mit dem Auto ist man in einigen Minuten unten, denn es sind bloß 16 oder 17 Kilometer.

In Ghilarza bleibe ich vor einem Karabiniere stehen und frage: „Wo wohnen die Schwestern von Antonio Gramsci?" Der Polizist meint, ich solle auf der Post fragen. Gesagt, getan. Betrübt stelle ich fest, daß die Post geschlossen ist. Kurzerhand gehe ich deshalb zu einem Tor, das zu einem reizvollen Garten führt, und frage eine ältere Frau, die mir aus dem Haus entgegenkommt, wo die Schwestern Gramsci wohnen. Von ihr erhalte ich die verblüffende Antwort: „Ich bin Graziella Gramsci. Was wünschen Sie?" Ich werde in die Stube gebeten, wo ich eine hagere, grauhaarige Frau vorfinde. Es ist Teresina, mir aus den Kerkerbriefen vertraut.

Es hat keinen Sinn, Fragen zu stellen. Es ist alles bekannt; ich hatte sie nur kennenlernen wollen, sie und die Heimat Antonio Gramscis. Ich denke an die herbe Umgebung von Ghilarza, an den Lago Omodea und an Sedilo, Orte, die ich schon von früheren Besuchen Sardiniens kenne, und es fällt mir ein, was Gramsci über seine Jugend schrieb, die er hier verbrachte:

„Ich fing mit elf Jahren an zu arbeiten und verdiente meine neun Lire im Monat (was übrigens ein Kilo Brot täglich bedeutete) für zehn Stunden Arbeit täglich, einschließlich Sonntagvormittag, und verbrachte sie damit, Akten zu schleppen, die schwerer waren als ich selbst, und viele Nächte weinte ich heimlich, weil mir der ganze Körper wehtat. Ich habe fast immer die brutalste Seite des Lebens kennengelernt und mich wohl oder übel durchgeschlagen. Nicht einmal meine Mutter kennt mein Leben ganz und alle Widerwärtigkeiten, durch die ich hindurch mußte . . ."

Herbert Berger

Unter sardinischer Sonne: Elendsbaracken in Cagliari, der Hauptstadt dieser Insel.

Bei den sardinischen Frauen gern gesehener Gast: Palmiro Togliatti.

Mädchen in typischer Volkstracht.

In diesem Haus (Vordergrund rechts) erblickte Antonio Gramsci das Licht der Welt.

BESUCH IN DER GALERIE:

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. alkoholisches Mixgetränk, 4. Durcheinander, **7. italienischer Maler der Hochrenaissance („Sixtinische Madonna"), 12. antifaschistischer deutscher Maler und Graphiker („Das tausendjährige Reich"),** 16. nordamerikanischer Dichter († 1849), 17. Nebenfluß der Wolga, 18. Insel der Kleinen Antillen, 19. Gebirgsstock auf Kreta, 20. Vorrichtung zum Zerstäuben, 22. moderner Werkstoff, 24. venezolanischer Lyriker († 1865), **25. französischer Maler, Graphiker und Bildschnitzer („Zwei Frauen von Tahiti"),** 29. Raubfisch, 31. Liebesgott, 33. Schmuckstein, 34. Fördergerät, 36. Nebenfluß der Donau, **37. bedeutendster niederländischer Maler („Saskia mit der roten Blume"), 41. venezianischer Maler („Der Zinsgroschen"),** 42. Stadt im Bezirk Magdeburg, 44. seltenes Erdmetall, 45. Ruhepause, 47. Verschlußteil, 49. Gesichtsfarbe, 51. Ziffer, 52. Baldriangewächs, **55. italienischer Maler (Bildnis einer Dame in Trauer), 59. französischer Meister der Pastellmalerei („Das Schokoladenmädchen", Bild rechts),** 60. Hebezeug, 61. Stadt in Westfrankreich, 63. Reinigungsmittel, 65. Getreideart, 66. Fehlmenge, 69. japanische Währungseinheit, **71. Schöpfer des Tafelaufsatzes „Am Hofe des Großmoguls",** 74. Lobrede, 77. Meeresbucht, 79. philosophischer Begriff, **81. bedeutender deutscher Impressionist („Geschwister"),** 83. belorussischer Dichter und Aufklärer († 1942), **86. Maler der venezianischen Hochrenaissance („Schlummernde Venus", Bild unten),** 91. Glasfluß, 92. griechische Göttin, 93. Gebirge in der Sowjetunion, 95. Wurfspieß, 96. Hafenstadt in Albanien, 99. Stadt in Südholland, 100. Speicher, 101. großes Gewässer, 102. Volksstamm in Vorderasien und Nordafrika, 106. Getränk, 107. Zorn, 108. Stadt an der Maas, 111. Minister der DDR († 1961), 112. Turnerabteilung, 113. männliches Tier, 114. Raubvogelnest, 117. norwegische Hafenstadt, 118. Donauzufluß aus dem Rilagebirge, 121. Wüste aus Sanddünen, 122. Schwimmvogel,124. englischer Dramatiker († 1729), 125. Speisewürze, **127. deutscher Maler der Gegenwart,** 128. dämonisches Wesen; Kobold, 130. Kleidungsstück, 132. französischer Fluß, 134. Anordnung, Befehl, 136. Affengattung, 140. Rute, 142. Harzflüßchen, 144. Schweizer Höhenkurort, 145. Schneemensch, 147. Preisnachlaß, 148. Mundwasser, 149. Maßeinteilung, 150. Kurzname eines bekannten DDR-Sportlers, **151. französischer Impressionist („Zwei Tänzerinnen"),** 152. germanisches Schriftzeichen, 153. urkundliche Beweisstücke, 154. Stahlplatte zur Blechbearbeitung.

Senkrecht: 1. Komponist der deutschen Frühromantik († 1859), 2. Autor des Romanes „Ein ungewöhnlicher Sommer", 3. lyrisches Werk, 4. Insel im Golf von Neapel, 5. sowjetisch-armenischer Schriftsteller, 6. Gewebeart, **7. Maler des flämischen Barocks („Bathseba am Springbrunnen"),** 8. norwegischer Mathematiker († 1829), 9. Fangvorrichtung, 10. ungebrannter Lehmquader, **11. deutscher Maler und Graphiker („Im Boot"),** 12. Künstlergehalt, 13. Nachtvogel, 14. österreichischer Feldherr († 1766), 15. Federvieh, 21. teuflischer Mensch, 23. Abteilung, Fach, 26. Heilkundiger, 27. Bezirkshauptstadt der DDR, 28. englisches Längenmaß, 30. Speisefisch, 32. Männername, 35. Etagenvorbau, 38. Operette von Lehar, 39. Kuraufenthalt, 40. Fluß in Nordalbanien, 43. schweizerischer Musikclown von Weltruf, 46. Sternbild, 48. Gestalt aus „Lohengrin", 50. Gedanke, 52. Mißgunst, 53. Zusammenbruch, 54. Abscheu, 55. Nadelbaum, 56. Blume, 57. Dreizahl, 58. südamerikanische Raubkatze, 62. Kaiserreich Napoleons I., 64. Zeiteinheit, **65. italienischer Maler („Ruhende Venus mit Amor"),** 67. Teil des Rades, 68. Nebenfluß der Warta, 69. Gesteinshülle der Erde, 70. Roman von Zola, 72. Nebenfluß der Donau, 73. italienischer Tenor († 1957), 75. Schieferfelsen, 76. italienische Hafenstadt, 78. Schallplattenmarke, 80. Westeuropäer, 82. Fluß zum Kaspischen Meer, 83. Nachwuchskräfte, 84. dünne Haut, Schale, 85. Rohr zur Wetterführung, 87. Strom in Gabun (Afrika), 88. Dichter plattdeutscher Mundart († 1899), 89. Wohlgeruch, Duft, 90. männlicher Vorname, 94. Gesteinsablagerung, 97. belgisches Seebad, 98. englischer Theaterleiter (berühmt durch Shakespeare-Inszenierungen), 103. Insel im Greifswalder Bodden, **104. niederländischer Maler („Belebter Fahrweg"),** 105. französischer Bildhauer († 1855), **109. deutscher Maler und Graphiker (Bildnis eines jungen Mannes), 110. deutscher Maler der Gegenwart („Frühschicht"), 115. deutscher Maler und Radierer († 1799), 116. deutscher Impressionist (Tänzerin Marietta di Rigardo),** 118. Höhenrücken im Weserbergland, **119. Erbauer der Dresdener Gemäldegalerie,** 120. Vulkan der Antarktis, 121. Lebensjahre, **123. niederländischer Maler („Kanal im Dorfe"),** 126. Angehöriger eines westslawischen Volkes, 129. griechische Naturgottheit, 131. rumänische Hafenstadt, 133. Rest, 135. Romangestalt bei Andersen Nexö, 137. Gesteinshaufen, 138. Kummer, 139. Lager des Hasen, 141. Pferdegangart, 143. Paradiesgarten, 146. Laufvogel

Reproduktionen: Verlag der Kunst, Dresden